

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich**

Band (Jahr): **12 (2004)**

Heft 44

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

AZB 8028 Zürich



Quartalsinfo für Uni und ETH

1. Bund

WARENTEST: Unizeitungen
Wir durchforsten den dichten Blätterwald an ETH und Universität.
→Seite 3

NACHTLEBEN: Aera
Die Ära des Aera ist vorbei, ein Stück Zürcher Klubgeschichte geht zu Ende.
→Seite 5

IKONE: Eric Hobsbawm
Was der 87 Jahre alte Historiker über Vergangenheit und Zukunft denkt.
→Seite 7

2. Bund

FACE TO FACE: DJ Spooky
Paul D. Miller über elektronische Musik, Minderheiten und P. Diddy.
→Seite 10

MUSIK: Folterklänge
Drei New-Yorker Bands schrammen lautstark gegen die US-Regierung.
→Seite 11

DOKTOR- UND LIZARBEITEN

Die Methoden der Hengstkastration

Was hat die «Fremdheit Wolfram von Eschenbachs» mit «Sukkulenten auf Teneriffa» gemeinsam? Über beides wird in Zürich geforscht. Das «iQ» hat sich einen Überblick über die an Uni und ETH produzierten Papierberge verschafft und präsentiert die poetischsten Titel von Liz- und Doktorarbeiten. Dabei kommen erstaunliche Parallelen zwischen Fachgebieten ans Tageslicht. Von Bert Busch

Die meisten Studierenden, die ihr Studium beenden, haben etwas gemeinsam. Sie dürfen als Kür ihrer Ausbildung eine Arbeit verfassen und das Wissen, das sich während der zahllosen Semester in ihrem Kopf angesammelt hat, zum Schaulaufen vorführen. Bei Phil-I-Studierenden heisst das «Lizentiatsarbeit», bei Naturwissenschaftlern «Diplomarbeit» und Tier- und Menschenärzte können sich sogar nach einem Jahr Tippen ein «Dr.» aufs Briefkastenschild gravieren lassen.

Diese Schriften verhelfen den Verfassernden zwar zu einem wohlklingenden Titel, der sie dazu berechtigt, in Kontaktanzeigen als «Akademiker» aufzutreten. Leider aber werden die unter grosser Pein und immensen Zeitaufwand verfassten Arbeiten sträflich missachtet. Ausser der ProfessorIn, ihrer AssistentIn und den MitbewohnerInnen,

welche die Arbeiten nach Rechtschreibfehlern absuchen dürfen, kämpft sich kaum jemand durch die wissenschaftlichen Abhandlungen. Selbst die stolzen Eltern begnügen sich gerne mit einem «Ja, ja tönt spannend, aber wie war die Note schon wieder?» Die meisten Diplom-, Liz- und Doktor-Schriften siechen also in den Kellergeschossen der ZB vergessen vor sich hin. Oder sie verstauben auf den Estrichen der Verfassernden, wo sie vielleicht Jahrzehnte später von Enkeln zwecks Papierfliegerherstellung geschändet werden.

Das ist schade: Deshalb haben wir einige Perlen aus diesen gesunkenen Wissensschatzen für euch geborgen. Zwar konnten wir nicht alle Arbeiten lesen, denn allein an der Philosophischen Fakultät der Uni werden pro halbes Jahr ungefähr 300 Liz-Arbeiten à mindestens 100 Seiten geschrieben. Ziemlich viel Lesestoff also. Aber immerhin stellen wir die eingängigsten und schönsten Titel vor.

«SCIENCE CITY»

WG's im Grünen

In nicht allzu ferner Zukunft soll auf dem Hönigerberg nicht nur fleissig studiert und geforscht werden, sondern auch gewohnt. Ein Campus nach angelsächsischem Modell soll Öffentlichkeit und Forschung näher zusammenbringen. Funktioniert das?

Von Barbara Kunz und Andi Gredig

Die ETH blickt in die Zukunft und möchte in der Europäischen Hochschul-Landschaft nicht den Anschluss verpassen. Das Rezept dafür heisst «Science City» und soll in wenigen Jahren rund tausend Studierenden ein Zuhause bieten.

Es geht aber nicht nur darum, neuen Wohnraum für die angehenden AkademikerInnen zu schaffen. Mit dem Projekt sollen auch Forschung und Öffentlichkeit näher zusammengebracht werden. Dabei erscheint es doch wahrscheinlicher, dass Studierende, die auf einem Campus wohnen, sich stärker vom Rest der Bevölkerung abgrenzen. Wir haben beim geistigen Vater des Projekts, Gerhard Schmitt, nachgefragt.

Zudem wollten wir wissen, wie attraktiv es wirklich ist, in einer WG auf dem Hönigerberg zu wohnen. Mit einem Zehnerpack Bier bewaffnet besuchten wir die fünf Studierenden, die in einem Container probewohnen.

→Seite 9



Gut gespeist? «Verdauungsphysiologische Untersuchungen bei Galapagos Riesenschildkröten»

(Bild: zVg)

drücklich zeigen.

Dass die Zürcher Tierärzte durchaus einen Sinn fürs Extravagante besitzen, beweisen sie mit den «verdauungsphysiologischen Untersuchungen bei Galapagos Riesenschildkröten» oder der Arbeit über «den Einfluss dreier unterschiedlicher Konzentrationen von chinesischem Rhabarber auf die Nährstoff- und Energieverwertung wachsender Schweine». Auch an Sprachbegabung mangelt es den Veterinären nicht. Sie brillieren mit poetischen Wortschöpfungen wie «Ausscheidungskinetik», «Hornhautsensibilität» oder «Zuchtsau». Übrigens lehren uns die Arbeiten auch, dass Pferde unter Stress leiden und Hunde an «Maulhöhlentumoren» erkranken können.

Auch die Humanmediziner warten in ihren Dissertationen mit allerlei Neu-

Mit Wörtern wie «Migräneaura» oder «Ausscheidungskinetik» glänzt man überall.

bildungen auf. Mit Wörtern wie «präoperative Nüchternheit», «Migräneaura», «Fetteinschwemmung» oder «Babyblues» glänzt man bestimmt in jeder Konversation. Oft läuft es einem aber kalt den Rücken hinunter, wenn man sich die Gebrechen vorstellt, die sich hinter so wohlklingenden Begriffen wie

«Paralleltrümmerfraktur», «traumatische Hüftluxation» oder «Mammakarzinom» verbergen. Ab und zu wagen die angehenden Ärzte auch einen Abstecher über die Spitalmauern hinaus. Das veranschaulicht die Arbeit über «Fahrfähigkeit unter Heroinfluss. Eine retrospektive Studie von 89 forensisch begutachteten Opiat-positiven Fahrzeuglenkern». Vor allem für BewohnerInnen der Kreise 4 und 5 eine unentbehrliche Lektüre. Leider aber liegt bis heute keine Untersuchung über die Hengstkastration unter Heroineinfluss vor.

Manchmal laufen die Mediziner gar zu philosophischer Hochform auf und formulieren existentielle Fragen: «Wie entstehen Emotionen?» oder «Sind Stürze in Langzeitpflegeeinrichtungen vermeidbar?» Solche Tiefe erinnert an einen Theologen, der sein Studium mit einer

bonylverbindungen» vorstellen? Eben. Auch reizen nicht alle Titel unbedingt dazu, in die ZB zu rennen, um die Arbeiten aus ihrer Gruft zu befreien. Oder wer wollte schon immer ein Buch über das «Luzerner Weltgerichtsspiel von 1549» oder «Pflanzen im Nachbarrecht» lesen?

Erstaunliche Parallelen

Zum Schluss verweisen wir kurz bei den Phil-I-Studierenden, die ja bekannt sind für das Kreisenlassen erdenferner Gedanken-Satelliten. Erstaunlicherweise klingen dann deren Titel doch erstaunlich bodennah wie «Schweizer Volksmusik im Zeitalter der technischen Reproduktion» oder «Besitzen oder Teilen. Sozialwissenschaftliche Analyse des Co-Sharings.» Unser Favorit unter den geisteswissenschaftlichen Arbeiten ist aber der folgende: «Das Pferd als Ausdrucks- und Bedeutungsträger bei Hans Baldung Grien.» Hier ergaben sich auf jeden Fall spannende Synergien mit den Veterinären. Ob sich zum Beispiel bei einem bedeutungstragenden Pferd die Brunst noch unterdrücken lässt? Und für alle, dies nicht gewusst haben. Hans Baldung Grien war ein Zeichner, Kupferstecher und Reisser für Holzschnitte, der von 1484 bis 1545 lebte. Und noch was: Nächtliches Zähnekirschen heisst in der Fachsprache «Bruxismus» und kann, wie eine Doktorarbeit nachweist, therapiert werden.

→ **Editorial**

Die Redaktion



Hoi, Tschau

Dem «iQ» stehen personelle Änderungen ins Haus. Der langjährige Mitarbeiter Beat Metzler hat genug von durchgearbeiteten Wochenenden ohne Zahltag und sich deshalb entschieden, dem Hochschuljournalismus den Rücken zu kehren. Mit ihm verlässt auch Bert Busch das «iQ». In diese nicht gerade riesige Lücke wird Barbara Kunz springen, die sich ihre Sporen beim «Toaster» und der «ZS» abverdient hat. Frau Kunz wurde in einem aufwändigen Assessment-Verfahren für die anspruchsvolle Redaktorinnen-Stelle ausgesucht. Es bleibt zu hoffen, dass sie die hochgesteckten Erwartungen auch zu erfüllen weiss. Hoffentlich erfüllt auch dieses «iQ» eure Erwartungen. Auf jeden Fall, viel Spass beim Lesen.

VERLOSUNG

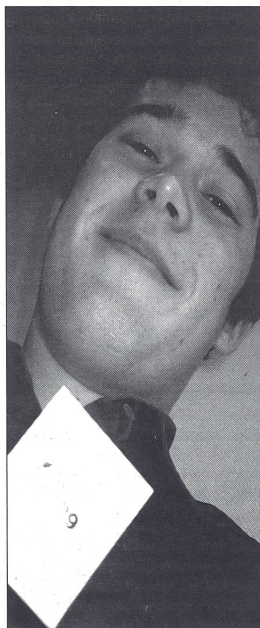
Gewonnen hat die «Zürcher Studentin»

Der «Medienverein ZS» ist noch nicht über den Finanzberg, aber er hat einige starke Verbündete gefunden. Der «StuRa» organisierte einen Kuchenverkauf und eine Tombola, «Students.ch» sorgte für den Hauptpreis. Gewonnen hat Tobias – und der Medienverein.

Von Andi Gredig

Dass der Medienverein keinen Tresor braucht, hat sich inzwischen wohl herumgesprochen. Nicht zuletzt auch weil alle fleissig «iQ» lesen, wo bereits zwei Artikel zu diesem Thema erschienen sind. Auch dass uns die InserentInnen nicht gerade die Tür einrennen, dürfte keine überraschende Neuigkeit mehr sein. Lösungsideen für das Finanzproblem waren bisher allerdings rar. Zumindest jene, für die auch Umsetzungsmöglichkeiten existierten. Bis jetzt.

Prostitution würde kein Geld bringen
Der «StuRa» (Studierendenrat der Uni) hatte schon in den Frühjahrssemesterferien seine Hilfe angeboten, verfügte aber über keinerlei finanzielle Mittel, mit denen er dem Medienverein unter die Arme hätte greifen können. Stattdessen zerbrach sich die unipolitische Elite den Kopf wie sie sich für die einzigen unabhängigen Studierendenzentren Zürichs



Das goldene Los und sein Besitzer.

engagieren könnte. Die Idee eines Fussballtotos wurde aufgrund rechtlicher, logistischer und vor allem zeitlicher Hindernisse verworfen und der Vorschlag, dass sich die Redaktorinnen und Redaktoren prostituieren könnten, fand bei den Betroffenen wenig Anklang. Zudem war man sich auf der Redaktion einig, dass dabei nicht viel Geld zusammenkommen würde.

Umgesetzt wurde hingegen der Kuchenverkauf – obwohl einige kritische Stimmen mit Hinweis auf die schlechte Konjunkturlage davon abrieten. Die KritikerInnen wurden dann auch Lügen gestraft. Die sorgfältig und mit Liebe gebackenen Näscherien gingen weg wie warme Semmeln. Am Nachmittag musste man sich jeweils wieder mit den trockenen Mensakuchenstücken begnügen. Der eigentlich nur als Promotionaktion für das eigentliche Projekt geplante Verkauf war ein voller Erfolg und die Rückmeldungen durchwegs positiv.

Viele lässige Preise

Das eigentliche Projekt war eine grosse Tombola mit vielen lässigen Preisen. Natürlich war kein Geld vorhanden, um Preise zu kaufen, so dass der «StuRa» hunderte von Sponsoringanfragen versandte. Die Resonanz war erstaunlich

gross. Zahlreiche Skigebiete, einige Luxushotels, sowie Nacht- und Fussballclubs aus Zürich stellten Freikarten und gratis Übernachtungen zur Verfügung. Bloss ein richtiger Hauptpreis fehlte noch. Und: Was wäre im Zeitalter der ultimativen Hightechgesellschaft passender als ein Notebook? Nur liegen diese Dinger ja nicht an jeder Strassenecke und warten darauf, verlost zu werden. Da half nur eins: «Students.ch» fragen. Die haben nämlich einen guten Draht zu HP. Letztlich übertrug der Wert der Preise denjenigen aller Lose bei weitem.

Keine Losnotstandshilfe

Dementsprechend verkaufen sich auch die Lose. Richtig, wie warme Semmeln. Nur bot die Mensa im Gegensatz zur Küchennotstand-Situation diesmal keine halbwegs vernünftige Alternative. Dafür stellte sie den Raum für die grosse Verlosung, wofür wir dem Mensateam nochmals herzlich danken. Genauso wie allen, die ein Los gekauft haben. Ausser Tobias. Der hat nämlich nur ein Los gekauft und trotzdem das Notebook gewonnen. Aber gut, Gratulation!

Die Probleme des Medienvereins sind mit den Einnahmen aus der Tombola zwar nicht gelöst, aber immerhin entschärft. Fortsetzung folgt.

→ ShortNews

Peinliche Promotionsfeier

An die Promotionsfeier der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät werden sich wohl nicht alle Beteiligten gern zurückerinnern. Obwohl die Anzahl der erwarteten Personen bekannt war, reichte der Platz in der Aula nicht für alle Teilnehmenden aus. Einige AbsolventInnen und deren zum Teil von weither angereisten Eltern mussten deshalb die Direktübertragung der Feier in einem anderen Raum schauen. Seine Rede hielt der Dekan Prof. Dr. Hans Peter Wehli in einem demotivierten Tonfall und prompt vergass er bei der Verlesung der Promovierten, eine beträchtliche Zahl der Absolventen zu erwähnen. Von einer Dekanatsmitarbeiterin auf den Faux-Pas aufmerksam gemacht, hielt er es jedoch nicht für nötig, die Vergessenen anschließend doch noch zu nennen. Er vermerkte légère, er habe jetzt einige Namen übersprungen (nota bene praktisch die ganze Liste der Wirtschaftsabsolvierenden vom Juni-Promotionstermin) und man erhalte das Diplom ja dann trotzdem. So sieht also der an der Feier vielzitierte «Stolz» der Universität auf ihre Absolvierten aus. **Piera Waibel**

Keine Kündigung

Die Unileitung hat sich Anfangs Mai entschieden, wie es mit der Abteilung für Persönlichkeitspsychologie weitergeht (siehe «Psychologische Kriegsführung» im letzten «iQ»). Trotz des grotesken Konflikts kommt es zu keinen Entlassungen. Professor Willibald Ruch bleibt weiterhin Inhaber des Lehrstuhls. Auch die mit Ruch zerstrittenen Assistenten können ihre Verträge erfüllen. Damit die Abteilung aber nicht weiter unter den internen Querelen leidet, wechseln die Assistenten an andere Abteilungen innerhalb des Psychologischen Instituts. Professor Ruch arbeitet bereits mit vier neuen Assistenten zusammen.

→ Tagebuch

Philipp Mäder



Vertrieben aus dem Paradies

Ich sitze bei Kepi's Food Station im Kreis 4, habe einen ersten Bissen von meinem Döner genommen, kaue. Dazu ein Schluck Cola. Es ist acht Uhr, ich habe den ganzen Tag auf der Redaktion geschuftet. Kepi's Food Station ist sonst kein Ort der Erkenntnis. Und doch trifft sie mich dort. Unerwartet.

Das kommt so. Mein Bruder, Student der Germanistik im 10. Semester, ebenfalls Döner kauend, erzählt: Er könne ein bestimmtes Buch nicht finden, schon in allen Bibliotheken habe er gesucht. Es gehe um seine Seminar-

arbeit, über den Antisemitismus bei Gottfried Keller. Nicht, dass er das Buch unbedingt brauche, es gehe darin nur um einen Nebenaspekt der Arbeit. Die sei eigentlich fertig, 35 Seiten. Und er fügt hinzu: «Doch es würde mich einfach interessieren, was dieser Theodor Wieser dazu gesagt hat.»

In diesem Moment trifft mich die Erkenntnis: Germanistikstudenten sind eine Provokation, eine Frechheit, ein Schlag ins Gesicht der berufstätigen Bevölkerung. Während unsereins den ganzen Tag hart arbeiten – ich sag nur: Leistung, Effizienz, Nutzen – hocken sie in ihren Bibliotheken und suchen Bücher. Begründung: «Es würde mich einfach interessieren.» Ausser dem Professor wird niemand ihre Seminararbeit lesen. Und selbst beim Professor kann man nicht sicher sein.

Ich bin nicht der erste mit dieser Erkenntnis. Andere hatten sie schon viel früher: Der Redaktor, der mit mir das Büro teilt; der Freund, der in der PR-Abteilung einer Grossbank arbeitet. Immer wieder wollten sie mich überzeugen: Das Studium muss leistungsorientierter werden, effizienter, auf Nutzen ausgerichtet. Vor allem in den Geisteswissenschaften. Früher widersprach ich ihnen. Jetzt weiss

ich: Sie haben Recht.

Nur: Der Redaktor in meinem Büro, der Freund bei der Grossbank, ich selbst



Hier trifft die Erkenntnis. (Bild: bat)

– wir alle haben auch studiert. Germanistik, Politologie, Geschichte. Deshalb wissen wir, was es bedeutet, aus reinem Interesse ein Buch suchen zu dürfen – ohne an Leistung, Effizienz oder Nutzen zu

denken: Es ist wahrhaftig das Paradies auf Erden. Und nichts weniger.

Wie Katholiken und Ex-Raucher

Weshalb empfinden wir es denn als Provokation, wenn inzwischen andere im Paradies wohnen? Wieso wollen wir sie vertreiben? Es ist wie mit dem strenggläubigen Katholiken, sagt der Theologe: Für ihn lockt überall die Versuchung des Bösen. Und weil der Katholik Angst hat, der Versuchung zu erliegen, muss er sie vehement bekämpfen. Es ist wie mit dem Ex-Raucher, sagt der Psychologe: Weil die Sucht einmal Teil von ihm war, muss er sie von seiner Persönlichkeit abspalten. Und zum radikalen Nichtraucher werden.

Mein Bruder und ich haben den Döner gegessen, das Cola getrunken. Er bietet mir eine Zigarette an. Im Gegensatz zu früher, als ich täglich eine Schachtel brauchte, rauche ich heute nur noch ab und zu.

Dann gibt er mir Feuer. Wir lehnen uns zurück und ziehen den Rauch tief ein.

Philipp Mäder arbeitet zur Zeit als Stagiaire beim «Tages-Anzeiger». Fritz weilt momentan in den Ferien.

→ Leserbrief

Offener Brief an Christian Aeberli, Avenir Suisse
(«Bildung ist ein Geschäft», iQ 43)

Sehr geehrter Herr Aeberli

«Wir sind in Sorge um den Ausbildungsplatz Schweiz.» sagen Sie zu Beginn ihres Interviews im iQ Nr. 43. Nach der Lektüre desselben sind wir es umso mehr. Sie fordern Eliteuniversitäten, damit die Schweiz im internationalen Vergleich zuoberst mithalten kann. Sie behaupten, dass sich die zukünftigen Studierenden nicht vom Standort einer Universität, sondern von deren Qualität leiten lassen.

Verstehen Sie uns nicht falsch; auch wir möchten Universitäten von hohem qualitativen Wert. Auch wir möchten unser Studium, wenigstens teilweise, in

der Schweiz absolvieren. Aber wir wollen keine Schweiz mit einem universitären Zweiklassensystem und fordern ausschliesslich gute Unis.

Sie sagen, dass etwa 80 Prozent der Studierenden möglichst nahe an ihrem Wohnort studieren und sich das wenigstens für die Bachelorstufe auch nicht ändern wird. Wir sagen, dass sich dies auch für die Masterstufe nicht erheblich ändern wird. Stellen Sie sich Universitäten vor, die low-quality Bachelorstudiengänge anbieten, gleichzeitig aber Elite-Masterstudiengänge? Diese Strategie wird nicht aufgehen. Ein low-quality Bachelor führt unweigerlich zu einem low-quality Master, denn, wie Sie richtig bemerken, hängt die Qualität einer Universität mit der Qualität ihrer Studierenden zusammen.

Mit Ihrer Idee, dass sich die zukünftigen Studierenden an einer Hochschule mit einem umfangreichen Dossier bewerben müssen, werten Sie die Matura und

somit den prüfungsfreien Zugang zu Universitäten ab. Im schlimmsten Fall kann man nach absolvierter Matura also nur noch an eine schlechte Uni oder «halt an eine Hochschule im Ausland» gehen. Warum sollten uns, sehr geehrter Herr

«Das ist Nonsens.»

Aeberli, die ausländischen Universitäten mit unserer minderwertigen Matura mit offenen Armen empfangen? Und wie wollen Sie die Chancengleichheit für diejenigen Studierenden garantieren, die sich das Studium im Ausland nicht leisten können?

Sie behaupten weiter, es gebe einen Bildungsmarkt, auf dem die Mechanismen von Angebot und Nachfrage funktionieren und der den Wert eines Faches bestimmt. Auf diesem Bildungsmarkt würden sich Studiengebühren wie der Preis eines privaten Gutes (z. B. Turn-

schuhe) einpendeln bzw. von der Universität als Anbieterin selber festgelegt. Das ist Nonsens. Wir behaupten, dass unterschiedlich hohe Studiengebühren das soziale Gefälle forcieren und das Bildungsniveau in der Schweiz untergraben. Bildung in der Schweiz muss auch in der Zukunft den Charakter eines öffentlichen Gutes haben und kein privates Luxusgut sein.

Sie sprechen der tertiären Bildungsstufe die Chancengleichheit ab und sprechen stattdessen von «Chancengerechtigkeit». Was Sie darunter verstehen, erklären Sie jedoch nicht. Wenn die «Chancengerechtigkeit», wie Sie behaupten, mit höheren Studiengebühren nicht abnimmt, die Chancengleichheit tut es ganz bestimmt.

Mit freundlichen Grüssen

Ihr StuRa

STUDIPRESSE

Altpapier für AkademikerInnen

Die Uni versinkt nicht nur dank den vielen IQs in einer Papierflut, nein, auch andere Postillen gibts zu Hauf. Damit die Auswahl vor der nächsten Methoden-Vorlesung leichter fällt, haben wir die Buchen, Birken und Berberitzen im universitären Blätterwald unter die Lupe genommen. Alles zu den krassen Zeitungen und Zeitschriften an Uni und ETH.

Von Lukas Mäder, Manuel Jakob, Patrick Bottermann und Barbara Kunz.

zS: Wechselhafte alte Tante

Die Zürcher Studentin ist mit ihren über 80 Jahren sicher die «alte Tante» in der universitären Zeitungslandschaft. Von einem jungen, stürmischen Nationalisten wandelte sie sich zu einer alten, linken und gesitteten Lady. Immer war sie Schule für viele berühmte Zürcher SchreiberInnen. Dies wird wohl so bleiben: Nach einem finanziellen und personellen Tief vor kurzer Zeit sieht die Zukunft wieder rosiger aus.

Mit neuem – und ansprechendem – Layout und neuen RedaktorInnen scheint sich auch der Themenschwerpunkt etwas zu verlagern: hin zu mehr Zürich, mehr Universität, mehr Witz. Eine Zeitung lebt nicht allein von relevanten, gut recherchierten Themen, die sich als Zweitverwertung von Seminararbeiten anbieten. Eine Zeitung braucht Charakter. Dem sind die jüngsten thematischen Sondernummern förderlich. Ein Thema von verschiedenen Seiten in guten Texten zu beschreiben – journalistisch durchaus eine Herausforderung. Zu diesem gehört beispielsweise auch eine sorgfältige Bild- und Titelredaktion.

Doch noch immer liegt die Würze der zS in den kurzen Texten: Sei das der «chien écrasé», Philippe Amreins Kolumne oder die unbetitelten Kurzkommentare der Redaktoren. Hier macht Lesen Spass. Auch wenn die Schreiber beim Ringen mit der Sprache manchmal keinen Erfolg haben: die Artikel haben Persönlichkeit. Man wünscht sich mehr solcher Texte.

Gerade durch die häufigen Wechsel in der Redaktion ist es schwierig, der zS ein Profil zu geben. Der jetzige Trend zu einem amüsanten, gut lesbaren und geistreichen Journalismus ist ein Anfang.

Unimagazin: Rolls Royce in Hochglanz

Auf den ersten Blick fällt eins auf: Das Unimagazin kommt professionell daher. Das ansprechende Layout der zweiten Ausgabe dieses Jahres mit dem Titel «Die neue Ungerechtigkeit» macht Appetit auf mehr. Schlägt man die 60 Seiten starke Publikation auf, legen sich Daumen und Zeigefinger um starkes Papier; und das nicht nur beim Cover. Sehr edel.

Bei weiterem Studium versinkt der Appetit nicht etwa im Treibsand trockener Wissenschaftsberichte und intellektueller Akrobatik, vielmehr läuft dem theoriegeschundenen StudentInnen-Verstand das Wasser im Munde zusammen. Die Überschriften signalisieren interessante Themen, und die dazugehörigen Texte brechen nicht mit dem überaus positiven ersten Eindruck.

Für jede Studienrichtung ist etwas dabei, zumal die Artikel grösstenteils Projekte an der Uni Zürich betreffen. MedizinerInnen mögen ihr Augenmerk auf einen ausführlichen Bericht über die Erforschung der Multiplen Sklerose richten, BiologInnen finden ihr Fachgebiet in einem Artikel, der die Schlauchbootfahrten einer Walforscherin im kanadischen St.-Lorenz-Golf beleuchtet, und die weit verbreitete Spezies des Ökonominnen wird die kritischen Auseinandersetzung mit Adam Smiths «unsichtbarer Hand» zu schätzen wissen.

Aber auch allgemein interessierende Themen hat die Redaktion des Unimagazins nicht ausgespart. Die Überschrift «Die Illusion der Chancengleichheit» bezieht sich auf die kommende Bologna-Reform und was wir von ihr erwarten können und eine Reportage mit dem Titel «Billig und Willig» beleuchtet die bisweilen skurrilen Studenten-Jobs, mit de-

ren sich die Zürcher Studis über Wasser halten. Rundherum ist die neuste Ausgabe des Unimagazins eine gelungene Sache.

Prädikat: unbedingt lesenswert!

Forum: Ökonomisch eingeschränkte Zielgruppe

«Das Magazin für den Berufsstart in Wirtschaft und Technik». So steht auf dem Titelblatt und so ist es auch gemeint. Nimmt man das «Forum» zur Hand, so entweder, weil man eine starke Interesse für die ganzseitigen Werbeformate grosser Consulting-Unternehmen und Banken hegt, oder weil man sich wirklich über Praktika und Jobangebote in diesem Berufssegment informieren möchte.

«Die Wartezeit müsste schon mindesten fünf Stunden dauern, damit man im Wartezimmer zu diesem Blatt greift.»

Wie das Unimagazin erscheint Forum einmal im Quartal. Die Juni-Ausgabe widmet sich vor allem dem Thema Consulting. Dies tut sie weniger in ausführlichen Hintergrundberichten als in knapper, stichwortartiger Manier, und bereits nach den ersten paar Sätzen des ersten Artikels ist auch die letzte Hoffnung auf eine unterhaltsame Lektüre verschwunden. Fakten, Fakten, Fakten lautet die Devise und ist bei der spezifischen Ausrichtung der Zeitschrift wohl nicht fehl am Platz.

Wer Wirtschaft studiert oder ein technisches Studium an der ETH absolviert ist für Tipps bei der Praktika-Suche sicher dankbar. Des Weiteren bietet Forum etliche Adressen von Unternehmen und Praktikabörsen. Ein nützliches Feature für Studierende, die ihr Studium bereits abgeschlossen haben oder sich in der Endphase befinden, ist eine Tabelle von MBA-Programmen in der Schweiz. Aufgelistet sind sowohl Voraussetzungen, Dauer, Programmtyp und die Kosten der einzelnen Programme.

Das Fazit nach der Lektüre: Wer sich über Praktika im Wirtschafts- und Consultingbereich informieren möchte, hat

mit der Juni-Ausgabe des Forum einen ersten Guide in den Händen. Der literarische Wert dagegen tendiert gegen Null.

Synthese: Europakritisches aus Schwamendingen

Auch die Zeitschrift mit dem wohl günstigsten Abopreis in der Schweizer Presse-landschaft – ein Jahresabo kostet zwei Franken, Studenten bezahlen gar nur die Hälfte – findet sich auf den Zeitungsständern der Universität. Es ist die 1969 gegründete «Synthese», ein bürgerlich orientiertes Blatt. Herausgeber Dr. oec. publ. Bernhard im Oberdorf, er sitzt für die SVP Schwamendingen im Gemeinderat von Zürich, ist die treibende Kraft hinter dieser Zeitung.

Inhaltlich berichtet «Synthese», die «unabhängige Monatszeitung für Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik», wie der Selbstbeschrift lautet, vorzugsweise über «Bedenkliches zu den zweiten Bilateralen» («Euroturbos würden den Abschluss gerne forcieren (...):

mit dieser faulen Taktik würde ein fait accompli geschaffen, das sich in einer zweiten Runde des Salamindiers als Argument für einen Vollbeitrag entpuppte. Da gibt es nur ein hartes Nein.». Töne, wie sie vorzugsweise von Mitgliedern der «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (Auns) bekannt sind.

Unschön ist auch die graphische Gestaltung der einzelnen Nummern, die sich immer nach demselben Schema vollzieht: Das Titelbild ist eine Collage aus (fast) allen Bildern, die in der jeweiligen Ausgabe zu sehen sind, zusammen in einen quadratischen Rahmen gepackt, die Ränder ein wenig ausgefranst und fertig! Der Vorteil daran – der einzige am ganzen Blatt notabene: Das Spielpotential! Zu jedem Teilbild der Frontseite einen möglichen Titel ausdenken und aufschreiben. Wer am nächsten dran ist kriegt einen Pluspunkt. «Synthese» nicht.

Unijournal: Die Hauspostille

«Von Fliegen, Fischen, Würmern und Menschen» – wer kann bei diesem Titel noch widerstehen? Wer wissen will, wer was an der Uni forscht und treibt, der ist

mit dem Unijournal gerade richtig bedient. Denn wenn auch die Uni Zürich weltweit nicht zu den Top-Universitäten zählt, so finden ihre Forschungen doch immerhin hier seitenweise Beachtung. Zwar müsste die Wartezeit schon minimum fünf Stunden betragen, damit man im Wartezimmer zum in klassisches Schwarz-Weiss-Blau gewandeten Falblatt greift, aber was solls. Die uneigene Firmenzeitung kann sich nicht an die breite Öffentlichkeit richten, endet doch ihr Fokus beim Unieingang.

Aber dafür ist ihr das zu verdanken, was das Collegium Helveticum seit langem anstrebt, nämlich die interdisziplinäre Vernetzung von Wissen. Auch tut es in einem Riesenbetrieb wie der Uni gut, zu lesen, was andere treiben (nämlich Websites gründen und an European Space Agency-Experimenten teilnehmen), dass es einen akademischen Chor und eine Beratungsstelle für StudentInnen mit Behinderungen gibt. Es verbindet, und dafür ist eine Hauszeitung, nebst der Schaffung von Arbeitsplätzen, schliesslich da. Und die Arbeitsplätze sind definitiv gut besetzt worden. Sind doch die Beiträge ausnahmslos gut und höchst professionell geschrieben – und damit das Unijournal Corporate Journalism vom Feinsten.

Polykum: Heitere Finanzlage

Das Polykum hats gut. Das Magazin des VSETH (Verband der Studierenden an der ETH) erscheint monatlich in einer Auflage von 21 000 Exemplaren, die Chefredaktorin erhält einen Lohn und die Aufmerksamkeit der ETH-Angehörigen ist der Zeitung sicher. Der Grund dafür: Das Polykum erscheint kombiniert mit der offiziellen ETH-Zeitung ETH Life – sozusagen auf der Rückseite. Das Heft erhalten alle ETH-Angehörigen per Post nach Hause, was für Inserenten natürlich attraktiv ist.

Das Heft kommt in ansprechendem Layout daher. Einzig der Grundsatz, dass Weissflächen Ruhe bewirken, wurde überbewertet. Berichtet wird aus studentischer Sicht über das Leben an der ETH, wozu natürlich auch die Aktivitäten des Herausgebers VSETH gehören. Daneben finden sich aber auch Artikel über Kultur, Computergames und – wenn auch nicht regelmässig – eine Kolumne. Die Texte sind flüssig und teilweise amüsant geschrieben. Hochschulpolitische Positionsbezüge sind selten. Dafür finden sich alle studentischen Vereinigungen mit

Inseraten vertreten und die Veranstaltungsagenda am Ende des Heftes verstärkt den züritipp-Charakter: solide Informationen über alles Mögliche und Nützliche um die ETH, aber keine weitergehenden journalistischen Inhalte.

Reflex: Das nationale Blatt der Publiereportagen

«Mobil trotz Ausweiszug» leuchtet rot ein Inserat auf der Titelseite von reflex. Diese Studentenzeitung hat ihre Geldprobleme anscheinend gelöst. Reflex erhebt im Editorial den Anspruch, eine «nationale Studentenzeitung» zu sein – wunderbar, dass sie trotzdem niemand kennt.

Ein Grund für die Unbekanntheit könnte das Layout sein, das an ein Kirchengebäude erinnert: Die Farben armeegrün und orange biedernd sich an, modern gedachte Schriften schmerzen in den Augen und verunmöglichen, mehr als einen Absatz zu lesen. Daneben ist, trotz dem Ende des Internethypes, das vorherrschende Gestaltungselement der Schrägstrich.

Auch das Thema der vierten Ausgabe ist von allgatter Gefälligkeit geprägt: «Arbeiten und Studieren» lockt der Titel – und verursacht Gähnen. Das Standardthema von Studentenzeitungen. Interessanter ist dafür die Lektion über das Geldverdienen, das die Herausgeber offensichtlich beherrschen: Während rechts unter der Rubrik «Karriereportrat» ein junger KPMG-Mitarbeiter befragt wird, findet sich auf der linken Seite auch das Inserat dazu – von ebendiesem Unternehmen. Der Vermerk Publiereportage fehlt. Aber irgendwie muss die Auflage von 20 000 Exemplaren finanziert werden. Oder ist der Altpapierpreis gestiegen?

iQ: Qualität unter Null

Die schlechteste Unizeitung aber, das ist ja wohl klar, ist das iQ – Quartalsinfo für Uni und ETH. Nur schon der Titel ist eine dermassen gelungene Geschmacksverirrung, dass sich selbst Unbeteiligte dafür schämen. Aber kaum hat man den Titel notdürftig verdrängt, gelangt man auch schon zum schlecht produzierten Inhalt: Fotos, die direkt aus dem Kompost zu stammen scheinen, wechseln sich ab mit vor Selbstbeweihräucherung und Dilettantismus nur so strotzenden Laienergüssen.

Da sind wir dankbar, das es an der Uni noch anderes zu Lesen gibt!



Begraben unter dem erschlagenden Ausmass universitärer Qualitätszeitschriften.

(Bild: bat)



Wanted: GeschäftsleiterIn

Bewerbung an:
andi@gredig.ch

Sie suchen eine
starke Partnerin
für Ihre berufliche
Zukunft?

www.zurich.ch/careerpoint



D-33

100 % CLUB

STUDI PREISE

WWW.D-33.CH DIENERSTR 33 ZÜRICH 4
(VIS A VIS VELOSTÄNDER)

GETANZT

Schluss mit Lustig: Adieu, Aera!

Nie mehr liebevoll modellierte Penisse, mittelalterliche Kostüme und leuchtende Eisberge: Das Aera gibt es nicht mehr – eine Grabrede auf ein Stück Zürcher Klubkultur.

Von Jan Strobel

Trauer in der Zürcher Klubszene: Am 20. Juni schloss nach acht Jahren das «Aera» endgültig seine Tore. Hunderte von Partywütigen gaben dem alten Hasen das letzte Geleit und füllten die Räume des Klubs bis in die letzte Ecke. Ein seltener Anblick, denn wer sich früher die Mühe machte, die Nächte weit draussen in Altstetten zu erlesenem Techno durchzutanzten, fand allzu häufig gährende Leere vor. Ein Zustand, den man, wenn man wollte, auch als Privileg betrachten durfte, war man doch so dem quirligen Spassbrei in den Klubs in Zürich-West entkommen.

«Am Anfang lief es eindeutig besser. Aber je mehr Locations im Zentrum entstanden, je anspruchsvoller die DJs wurden, umso stiller wurde es um das Aera. Das ist wie mit den Bergen: Die sind weit weg und man leistet sich den Spass nur ein paar Mal im Jahr. Am Ende fehlte einfach das Geld», erzählt Judith, die es wissen muss. Schliesslich war die heutige Betreiberin der Bar «Hermannseck» am Bahnhof Wiedikon seit Anfang an dabei. Ende der Neunzigerjahre herrschte noch Hochbetrieb in der Zürcher Klubkultur, die sich grösstenteils dem Mainstream aus der Agglomeration mit hochgesteckten, aber um so leidenschaftlicheren Konzepten entgegenstellen konnte.

Klar ist: Das Aera wurde immer

mehr zum Geheimtipp für diejenigen, die Entspannung, Liebenswürdigkeit und hochstehenden internationalen Sound dem etablierten Zürcher Partyglamour vorzogen.

Eisberge und Gin Tonic
Der Abschied von dieser Oase kündigte sich schmerzlich bereits Wochen zuvor an. Die Klubbetreiber organisierten einen Bazar, an dem Partydekorationen

aus acht Jahren zusammengetragen und verkauft wurden. Die leuchtenden Eisberge, mittelalterlichen Kostüme und liebevoll modellierten Penisse zeugten vom Willen des Aera-Teams, immer Neues

und Schrilles zu kreieren. Ob Gay-, Fetisch-, oder Dresscode-Partys, der Club wartete mit immer neuen Überraschungen auf.

Berühmt, und gewissermassen ein Markenzeichen, wurde die kleine, frech leuchtende Bahn, die über der Lounge ihre Runden zum Wummern der Technorhythmen drehte. Der Gin Tonic floss in Strömen und Kokain oder die kleinen Fläschchen mit Poppers gehörten zum Inventar wie der Beichtstuhl zur Kirche. Und wem das zu sündig war, der konnte die Augen schliessen und auf den angenehm leeren Dancefloors in höhere musikalische Sphären abdriften ohne sich Sorgen machen zu müssen, mit der brennenden Zigarette das zu enge Top eines hippen Partygirls zu zerstören. Das Aera sperrte sich gegen die coole Grossstadthysterie und konnte so seinen eigenen Charme bewahren.



Schluss mit Gin Tonic, Poppers und Kokain, ab jetzt gibts Lack und Leder.

(Bild: bat)

Männer in Hundehalsbändern

Was wird bleiben ausser schönen Erinnerungen? Auch das kündigte sich bereits in den letzten Wochen an: Die Wände wurden mit rotem Latex verkleidet. Zürich erhält seinen ersten grossen SM-Klub, wie es sie in Paris und anderen Metropolen längst gibt. In Zukunft werden also dickliche Männer an Hundehalsbändern auf allen Vieren durch das Aera kriechen und nichts mehr ahnen von der bunten Lebensfreude, die einst die Räume beherrschte. Es bleibt also nur noch zu sagen: Ruhe in Frieden, liebes Aera. Mit deinem Verschwinden ist eine Lücke entstanden, die nur schwer zu überbrücken sein wird.

GETRUNKEN UND GEGESSEN

Viel Hof, wenig See und gutes Essen

Im Herzen des Medien- und Kulturviertels im vorderen Seefeld befindet sich leicht verborgen die charmante Seehof-Bar. Sie besticht durch elegantes Design und exquisite japanische Spezialitäten. Für Ästheten und Liebhaber der asiatischen Küche ein Geheimtipp.

Von Milan Knezevic

Um in der hiesigen, schnelllebigen Gastronomie-Landschaft bestehen zu können, sind innovative Konzepte gefragt. Ein solches findet man in der Seehof-Bar, die zum gleichnamigen Design-Hotel gehört. Hier werden dem Gast auf kleinstem Raum originelle Gaumenfreuden bereitet. Wer in intimer, ruhiger Atmos-

phäre etwas trinken oder sich asiatischen Köstlichkeiten hingeben will, ist hier an der richtigen Adresse.

Zuerst sollte man aber aufpassen, den unscheinbaren Eingang an einer kleinen Seitenstrasse der Seefeldstrasse nicht zu verpassen. Beim Eintreten verwöhnen exotische Düfte und Gerüche aus der offenen Mini-Küche die Nase. Die herzige Küche erinnert an die kleinen, mobilen Nudel- und Suppenküchen, die vorwiegend in asiatischen Ländern anzutreffen sind. An der Bartheke nebenan sitzend macht es Spass, dem virtuellen Koch bei der Arbeit zuzuschauen. Was dieser in seinen wenigen Quadratmetern Raum zubereitet, kann sich sehen lassen: Mit-

tags sind es japanische, thailändische und malaysische «noodle soups» in verschiedenen Variationen, abends Sushi und Sashimi. Der rege Betrieb in der Küche prägt die gesamte Ambience im Lokal.

Moderne Gemütlichkeit

Durch ein schmales, langgezogenes Entrée, in welchem sich Küche und Bar befinden, gelangt man in den eigentlichen Hauptraum mit den Estischen. Im Hochparterre hat es einen zweiten Raum, eine Art Separé. Dunkles Holz dominiert das Interieur und erzeugt eine wohlige Wärme. Das moderne Design besticht durch seine Nüchternheit und

Eleganz. Klare Formen und Linien dominieren. Doch trotz der asketischen Einrichtung kommt in der Seehof-Bar eine angenehme Gemütlichkeit auf. Das liegt unter anderem an der Enge, denn die Gäste sitzen auf den wenigen Plätzen sehr dicht aneinander. Das Lokal hat eine Glasfront gegen den Innenhof. Dort kann man im Sommer draussen auf massiven Holzbänken sitzen. Die Stimmung ist sehr dezent und angenehm. Es läuft keine laute, dröhnende Musik. Ausserdem wähnt man sich nicht auf einem Jahrmarkt der Eitelkeiten wie in anderen Zürcher Szenelokalen. Für Wohlbefinden sorgt auch die sympathische Belegschaft, die sich durch ihre zuvorkommende und professionelle Art auszeichnet und keine Wünsche offen lässt.

Die Seehof-Bar stösst vor allem bei Leuten aus den benachbarten Presse- und Medienhäusern auf grosse Beliebtheit. Viele kommen wegen dem feinen, offen ausgesetzten Ittinger Klosterbräu. Andere trinken passend zu den japanischen Gerichten Sake oder gönnen sich einen Wein aus der distinguierten Weinkarte des Lokals. Praktisch für Gelegenheitsraucher ist, dass man Zigaretten auch einzeln beziehen kann. Die Gäste schätzen die vielen Vorzüge dieser intimen Wohlfühl-Oase. Sie steht mit ihrer gemütlichen Ambience und ihrem individuellen Charakter in erfreulichem Kontrast zu den vielzähligen umliegenden Lokalen. Die Seehof-Bar ist eine empfehlenswerte Alternative für alle GeniesserInnen.

Seehof-Bar
Seehofstrasse 11, 8008 Zürich
Telefon: 01 254 57 54
www.seehof.ch
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 11 Uhr bis Mitternacht.



Der Name «Seehof» ist nur halb Programm: Der Hof ist riesig, der See jedoch liegt ausser Blickweite.

(Bilder: bat)

➔ Impressum

IQ-Quartalsinfo für die StudentInnen von Uni und ETH. Erscheint vierteljährlich, 11. Jahrgang, Auflage 33'000.

HerausgeberInnen: Medien Verein ZS (MVZS), Verband Schweizerischer StudentInnenenschaft (VSS), Kommission für Entwicklungsfragen (KFE-Uni), Verein Assistierender an der Universität Zürich (VAUZ), KOSTA/Polyballkommission, Pantheon, Amazora, zart&heftig, Hellenischer Studentenverein, Fachvereine Architektur, Biologie (BI-UZ), Ethnologie, Geografie (Geoteam), GIFT, Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, Mathematik, Medizin, Ökonomie, Psychologie, Sonderpädagogik, Soziologie und Theologie.

Redaktion: IQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 01/261 05 54
Mobil: 076/490 99 88
E-Mail: andi@gredig.ch
Andi Gredig (andi), Barbara Kunz (bku) und Beat Metzler (bat)

Verlag: Medienverein ZS, Zürich

Mitarbeit Text: Patrick Bottermann, Susanne Brügger, Christian Hänggi, Manuel Jakob, Milan Knezevic, Michael Koller, Lukas Mäder, Philipp Mäder, Jan Strobel, Piera Waibel.

Mitarbeit Bild: Thäschle

Layout: Redaktion IQ

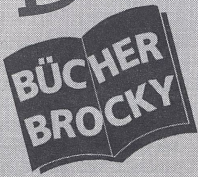
Druck: ropress, Zürich

Inserate: IQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 01/261 05 54
Mobil: 076/490 99 88
Andi Gredig
Di - Fr: 14 - 16 Uhr
InserentInnen schicken wir gerne unsere Media-Dokumentation.

Titelschutz: UNIKUM-POLYKUM

IQ wird allen Studierenden von Uni und ETH Zürich zugeschickt. Sowohl Verlag als auch Redaktion sind studentisch. Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

Bücher Brockenhaus



100'000 Bücher und Schallplatten für
1 - 4 Franken

Ein Erlebnis in Zürich, Aarau, Luzern und Basel

www.buecher-brocky.ch

Bücher-Brocky
Zürich
Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00
Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge,
Hofeing. Gutenbergstr.)

ISOLDE FISCHER IN:

wenn der Richtige kommt

AB AUGUST IM KINO

«Authentizität ist der Begriff, mit dem sich die seltsame Magie des Films beschreiben lässt. Zentrum ist die Schauspielerin Isolde Fischer, deren Improvisationen so anrührend und glaubhaft wirken, dass die Grenzen zwischen Fiktion und Realität verschwinden.» FILMECHO

DER NEUE FILM VON PETER LIECHTI

NAMIBIA CROSSINGS

SPIRITS & LIMITS

AB SEPTEMBER IM KINO **LOOK NOW!**

Università
della
Svizzera
italiana

Die Studiengänge der Università della Svizzera italiana (USI) wurden den Bologna-Richtlinien angepasst. Ab Oktober 2004 umfasst das Angebot folgende neue

Master

Wirtschaftswissenschaften

Finance
Economics, Institutions and Public Policies
Economia e management

Kommunikationswissenschaften

Gestione dei media
Tecnologie per la comunicazione
Technology-Enhanced Communication for Cultural Heritage
Formazione
Comunicazione istituzionale

Kommunikations- und Wirtschaftswissenschaften

Corporate Communication
Marketing
International Tourism
Financial Communication

Informatikwissenschaften

Embedded Systems Design

Zulassungsbedingungen

Bewerber müssen eine mit dem gewählten Programm verwandte Ausbildung besitzen:

- Bachelor
- drei abgeschlossene Studienjahre (180 Kreditpunkte) eines vier- oder fünfjährigen Lizenzziatsprogramms
- abgeschlossenes Studium

Studiengebühren

CHF 2'000 pro Semester. Für Kandidaten, welche ihre Maturaprüfung nicht in der Schweiz absolviert haben, beträgt die Semestergebühr CHF 4'000.

Interessiert?

Wir informieren Sie gerne.

Università della Svizzera italiana
Servizio di orientamento
Via Buffi 13
6904 Lugano
orientamento@lu.unisi.ch
Tel. +41 91 912 47 95



www.master.unisi.ch

RIFFRAFF FANTASTIC FILM FEST 8.-10. JULI 2004

Im Qommen: Demnächst ist das **iQ**
wieder im Netz!

Die **ZS** auch.

www.mvzs.unizh.ch

ERIC HOBSBAWM AN DER UNI ZÜRICH

«Nichts dauert ewig in der Geschichte»

Der berühmteste Historiker der Welt war am 16. Juni in der Aula der Uni Zürich zu Gast. Der Eindruck nach dem rund einstündigen Podiumgespräch: Der 87-jährige Eric Hobsbawm ist müde. Dennoch: Er brillierte mit Wissen und Ironie und gab seiner Sorge um die Zukunft Ausdruck. Von Michael Koller



«Wenn die Welt das 20. Jahrhundert überlebt hat, überlebt sie alles.» (Bild: bku)

Es war ein seltsamer Augenblick. Leicht gebückt bewegte sich ein alter Mann im allgemeinen Andrang unbemerkt durch den Eingang der Aula, begleitet von seiner Frau, und schaute sich zögernd im Saal um. Während sich Eric Hobsbawm, Zeit seines Lebens Mitglied der Kommunistischen Partei, in der ersten Reihe setzte, mussten sich «nicht Angemeldete» mit der Empore zufrieden geben, denn die Aula war der Prominenz und angemeldeten Gästen vorbehalten. Die Veranstaltung, organisiert durch die Balzan-Stiftung, hatte etwas Elitäres an sich, nicht unpassend für einen Mann, der zwar der sozialistischen Ideologie stets sehr nahe stand, gleichzeitig aber Teil der britischen Elite geworden ist.

Im Podiumsgespräch mit Klara Obermüller, unter anderem bekannt als Moderatorin von «Sternstunde Philoso-

phie», war davon allerdings wenig zu spüren, wie auch in seiner Biographie, die er kürzlich herausgegeben hat. Mit dem etwas spröden Charme eines Intellektuellen – und starkem österreichischen Akzent – sagte er: «Wissen Sie, ich bin alt genug, um tausendjährige Reiche überlebt zu haben», und ertönte das herzliche Gelächter der Zuhörerschaft. Ende letzten Jahres erhielt Hobsbawm den Balzan-Preis für Europäische Geschichte seit 1900, aber da er den Preis, vergeben im Bundeshaus, aus gesundheitlichen Gründen nicht selbst entgegen nehmen konnte, lud ihn die Stiftung nachträglich nach Zürich ein.

Die Welt braucht Historiker

Eric Hobsbawm schaute für die Zuhörerschaft in die «Kristallkugel des Historikers», in die Zukunft, eine Aufgabe, die

Historiker seiner Meinung nach vernachlässigt haben. «Historiker sind keine Propheten. Aber die Probleme, die die Gegenwart zu lösen hat, oder zu lösen versucht, können nur durch die Vergangenheit verstanden werden.» Wie wichtig Historiker seien, sehe man gerade am Beispiel der Schweiz. «Die Bergier-Kommission ist doch der Beweis, dass auch in der politischen Praxis die Wichtigkeit der Historiker anerkannt wird.»

Dabei wendete sich Hobsbawm gegen die Instrumentalisierung der Geschichte, wie sie momentan sehr populär sei. Zum Beispiel habe die erst vor kurzem abgewählte indische Regierung versucht, die Geschichte des Landes umzuschreiben, die Tradition einer toleranten, pluralistischen und weltlichen Republik in eine militant-religiöse Tradition umzuwandeln, in dem sie die Schulbücher umschreiben liess. «Die Geschichte kann zwar nie absolut ohne ideologische oder politische Parteinahme geschrieben werden, aber sie muss wissenschaftlich und, sozusagen, handwerklich geschrieben werden.»

Auf die Frage, ob das Ende des Kalten Krieges vorherzusehen war, antwortete er in einem für ihn typischen Sarkasmus: «Na sehen Sie, nichts dauert ewig in der Geschichte.» Die Probleme von Versailles seien zwar bekannt gewesen, sagte Hobsbawm, aber der plötzliche Zusammenbruch der Sowjetunion hätte nicht erwartet werden können. Zudem sei der Moment der Hoffnung, dass man das Zeitalter der Religionskriege überwunden hätte, leider nur ein kurzer gewesen. «Im 20. Jahrhundert waren das weltliche Religionen und Kriege, in denen beide Seiten glaubten, sie müssten siegen, dann ohne ihren Sieg würde der Teufel siegen. Ein Entweder-Oder, das typisch ist für Religionskriege.» Nach der Stabilität, die der Kalte Krieg der Welt verliehen habe, stehe man am Anfang des 21. Jahrhunderts wiederum vor epi-

demisch auftretenden ethnischen und religiösen Konflikten.

Die Folterszenen aus dem Irak sind in den Augen Hobsbawms ein Ausdruck der Problematik und ein Rückschritt in der Entwicklung der menschlichen Geschichte. «Einige der wenigen Fortschritte der Menschheit war die Abschaffung der Folter, und zwar unter allen Umständen, da die Folter eine Sache ist, die einfach untragbar ist.» Das Umgehen der Genfer Konventionen zeige, dass für die Kriegsparteien der Zweck wieder alle Mittel heilige, dass es in ihren Augen ein Krieg sei, der um jeden Preis gewonnen werden müsse, ein religiöser Krieg.

Selbst Gegenstand der Geschichte

Gefragt auf seine Hoffnung für die Zukunft sagte Hobsbawm, in einer eigenartigen Mischung aus Sarkasmus und Fa-

talismus: «Sehen Sie, wenn die Welt das 20. Jahrhundert überlebt hat, überlebt sie alles.»

Das Interesse Hobsbawms an der Sozialgeschichte sowie seine persönliche Optik, mit der er die «Vergessenen der Geschichte» in seine historischen Betrachtungen miteinbezieht, illustrierte er mit einem Zitat Bertold Brechts: «Denn die einen stehn im Dunkeln, und die anderen stehn im Licht. Und man sieht nur die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.» Und die im Dunkeln haben mich als Historiker interessiert.»

Wie das für einen Historiker sei, mit so einem Berühmtheitsgrad wie er erreicht habe selbst zum Gegenstand der Geschichte zu werden, wurde er nachträglich gefragt. «Unangenehm. Und wissen Sie, es ist nicht immer schön, so alt zu werden.» Eric Hobsbawm ist müde geworden.

Leben im Zeitalter der Extreme

Eric Hobsbawm wurde als Sohn einer österreichischen Mutter und eines englischen Vaters 1917 in Alexandria geboren. Nach dem Krieg zogen seine Eltern, beide jüdisch, nach Wien, wo sie in materiell schwierigen Verhältnissen lebten. Ab 1931, nach dem Tod seiner Mutter, wohnte der 14-jährige Eric bei einer Tante im Berlin der untergehenden Weimarer Republik und wurde als Gymnasiast Mitglied des Sozialistischen Schülerbundes (einer Unterorganisation der KPD). Nach der Machtergreifung Hitlers zog er nach London, wo der hochbegabte Jugendliche bereits nach zwei Jahren ein Stipendium für Cambridge erhielt und seinen Aufstieg in die englische Elite begann.

Zeit seines Lebens blieb er in der Kommunistischen Partei, auch wenn er sich nach dem Aufstand in Ungarn von

allen kommunistischen Aktivitäten zurückzog. Dazu sagt er in seiner Biografie: «Ich wollte nicht mit der Tradition brechen, die mein Leben prägte, und mit den Gedanken, die ich damals entwickelte.» Diese Unschärfe in seiner Biografie – zwischen wissenschaftlicher Objektivität und der ideologischen Nähe zum Kommunismus – wird ihm auch heute noch zum Vorwurf gemacht, um, wie es oft scheint, seine Leistung als Historiker zu relativieren.

Seinen Ruhm als Historiker verdankt er nebst vielen anderen Publikationen dem Buch «Das Zeitalter der Extreme», einer europäischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des «kurzen 20. Jahrhunderts» von 1914 bis 1990. Dafür gewann er letztes Jahr den mit einer Million Franken dotierten Balzan-Preis.

DVD & Video

Jan Strobel

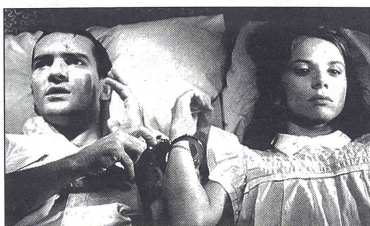
Liebe, Sex und Grausamkeit

Fessle mich! – Pedro Almodovars romantisches Märchen

Ricky wird aus der psychiatrischen Klinik entlassen und ins «normale Leben» hinausgeschickt. Sein Wunsch ist es, all das zu realisieren, was dieses normale Leben auszumachen scheint: Ein guter Ehemann und Vater zu sein. Mit Hilfe von Marina, einer ehemaligen Pornodarstellerin, soll seine Sehnsucht Wirklichkeit werden. Pikantes Detail: Vor Jahren hat Ricky mit ihr einen One-Night-Stand verbracht, an den sich Marina allerdings nicht mehr erinnern kann. Ricky beobachtet seine Muse während der Dreharbeiten zu einem Horrorfilm und dringt später in ihre Wohnung ein. Er überwältigt Marina und fesselt sie an ihr Bett. Nur so meint Ricky ihre Liebe für sich gewinnen zu können.

Was wie ein sadomasochistischer

Gewaltakt daher kommt, entpuppt sich mehr und mehr als ein romantisches Märchen, in dem es Ricky, dem «reinen» Helden, tatsächlich gelingt, Marinas Liebe zu erwecken. Schliesslich ist es sie, die ihren vermeintlichen Geiselnehmer verführt: Als Ricky blutüberströmt von der nächtlichen Drogensuche Hause kommt, erregt das Marinas Sexualität und Sehnsucht. Was folgt ist eine der intensivsten Sexszenen in Almodovars Werk. Der Regisseur dazu: «Die Inszenierung ist das genaue Gegenteil von Porno: Die Kamera filmt die Darsteller nur in Grossaufnahmen, man sieht praktisch nur ihre Gesichter. Aber die sind so ausdrucksvoll, dass sich darin ihre ganze körperliche Lust mitteilt.» Erst jetzt wird Marina klar, dass sie Ricky schon einmal begegnet ist: Als er in sie eindringt erinnert sie sich an alles und ruft: «Aber ja, ich erkenne dich wieder!» Mit dem Sex kündigt sich bereits die Zukunft des Paares



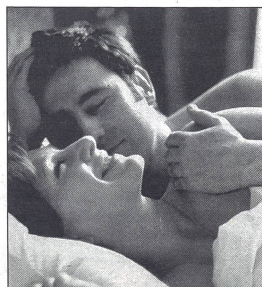
«Ich erkenne dich wieder.»

(Bilder: zVg)

an, dessen aktiver, dominierender Teil Marina sein wird. *Atame!* (Fessle mich!), E 1990; Regie: Pedro Almodóvar; Musik: Ennio Morricone.

Eine pornografische Beziehung: Vom Scheitern einer Liebe

«Sex, nichts anderes als Sex. Sex ist das Wichtigste», meint die Protagonistin in



Jeder wird zu einem Pornographen.

Frédéric Fonteynes Film. In einem Pornomagazin sieht sie die Annonce eines Unbekannten und reagiert prompt: Um ihren sexuellen Fantasien ausleben zu können, trifft sie sich mit ihm. Für beide ist klar: Mehr als anonymen Sex soll es nicht geben. Sie mieten sich ein Hotelzimmer und beginnen ihre «pornografische Beziehung». Dabei vermeiden sie es bewusst ihre Identität preiszugeben oder einander gar Persönliches anzuvertrauen. Man ahnt bereits, dass kann nicht gut gehen. Und tatsächlich geschieht das Unausweichliche: Die Anonymität verhindert nicht, dass sich die beiden, je öfter sie sich treffen, ineinander verlieben...

Der Titel des Films spielt bewusst mit den Erwartungen des Zuschauers. Die Pornografie spielt sich nicht auf der Leinwand, sondern in unseren Köpfen ab. Je-

der wird gewissermassen zu einem kleinen Pornografen. Die Kamera folgt dem Paar bis zur Zimmertür. Was sich dahinter abspielt bleibt vorerst unserer Fantasie überlassen. Erst wenn sich die beiden Unbekannten ineinander verliebt haben, wird uns ein intimer Blick ins Hotelzimmer gewährt. Jetzt machen sie wirkliche Liebe, eine Liebe, die am Ende durch Ängste und Missverständnisse begraben wird. Nathalie Baye wurde für diese grandiose Rolle 1999 am Filmfestival von Venedig mit dem goldenen Löwen ausgezeichnet.

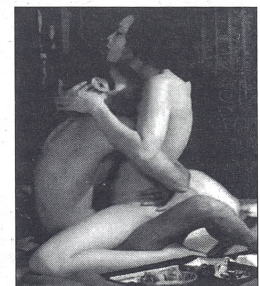
Une liaison pornographique, F 1999; Regie: Frédéric Fonteyne.

Im Reich der Sinne – Pornografie der erlesenen Sorte

Schon immer kreisten die Filme des japanischen Meisterregisseurs Nagisa Oshima um die Themen Sexualität und Gewalt. Er revoltiert damit gegen die Gesellschaft und die Tradition des japanischen Films, in der zwar Gewalt zelebriert, die Sexualität aber weitgehend ausblendend wird. Mit «Im Reich der Sinne» trieb Oshima diese Revolte auf die Spitze: Ein französischer Produzent bot ihm an, einen Pornofilm zu drehen, und Oshima willigte sofort ein. Der Film basiert auf einer Geschichte, die sich 1936 tatsächlich zugegetragen haben soll: Kichizo ist der Besitzer eines Gishahauses, in dem auch Sada als Dienerin arbeitet. Zwischen den beiden entwickelt sich eine Leidenschaft, die alle Tabus und Konventionen hinter sich lässt. Die Außenwelt verliert für beide immer mehr an Bedeutung. Ihre Lust wird dabei noch gesteigert durch den Schmerz: Sada verlangt von Kichizo, dass er sie schlägt,

während sie ihn beim Sex stranguliert. Am Ende geht ihre Ekstase bis zum Tod. Mit Kichizos Einverständnis erdrosselt Sada ihren Geliebten und schneidet ihm den Penis ab.

Die Schauspieler simulieren den Sex



In Japan sofort verboten.

nicht. Anders als beim Porno aber dominiert hier nicht der Penis, die männliche Sexualität, den Akt. Oshimas kunstvolle und sinnliche Komposition der Bilder hebt den Film über jeden Pornostreifen weit hinaus. Oshima: «Unseiner Generation, die Hiroshima, Nagasaki und Auschwitz erlebt hat, sollte Filme machen, die bis tief hinab in die Wurzeln des Daseins gehen. Also Filme über Sexualität.» Oshimas Meisterwerk wurde in Japan sofort verboten. In Deutschland beschlagnahmte man den Film und stuft ihn als «harte Pornografie» ein. Ein Jahr später wurde er allerdings ungekürzt für die Kinos freigegeben.

Am corrida (Im Reich der Sinne), J 1976; Regie: Nagisa Oshima.

Ferien machen
Fotos schiessen
Entwickeln lassen

Medienverein ZS retten

supported by  students.ch

www.zentralstelle.unizh.ch

Arbeitsvermittlung
Seilergraben 17
8001 Zürich
Schwarzes Brett im Büro
arbeit@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-13.00 Uhr
und 14.00-16.30 Uhr
www.arbeitsvermittlung.unizh.ch

**Bücherladen
Irchel**
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.15 Uhr

**Bücherladen
Zentrum**
Seilergraben 15
8001 Zürich
Tel. 044 261 46 40
Fax 044 260 74 91
buch@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.30 Uhr
online Bücher bestellen:
www.zentralstelle.unizh.ch

**Studentenladen
Irchel**
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.15 Uhr

**Studentenladen
Zentrum**
Schönberggasse 2
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 23
Fax 044 634 45 26
ladenz@zsuz.unizh.ch
Geöffnet Semester
Mo-Fr: 9.30-17.15 Uhr
Geöffnet Ferien
Mo-Fr: 9.30-16.30 Uhr

**Studentendruckerei
Irchel**
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 635 64 37
Fax 044 635 64 39
drucki@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 10.00-11.30 Uhr
und 12.30-16.30 Uhr

**Studentendruckerei
Zentrum**
Rämistrasse 78
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 27
Fax 044 634 45 29
druckz@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 8.30-14.00 Uhr
nachmittags auf Anmeldung

Kiosk Irchel
Lichthof Uni Irchel

Kiosk Zentrum
Eingang Dr. Faust-Gasse

2. Bund

FACE TO FACE: DJ Spooky

Paul D. Miller über elektronische Musik, Minderheiten und P. Diddy.
→Seite 10

MUSIK: Anti-Bush

Wie die Musik in New York City ihre politische Sprengkraft zurückgewinnt.
→Seite 11

Elektro: Seelenluft

Der Zürcher Musiker über betrunkene Sänger und sein neues Album.
→Seite 11

«SCIENCE CITY»

Wohnen auf der Hönggeralp

Die ETH möchte ein zukunftsweisendes Stadtquartier erschaffen. Tausend Studierende sollen dereinst auf dem Hönggerberg, in der «Science City», ein Zuhause finden. Ausgerüstet mit einem Zehnerpack Bier und kritischen Fragen stellte das «iQ» die Versuchskaninchen für «Science City» zur Rede. Und siehe da: Sie fühlen sich wohl in ihrem Wohncontainer. Von Barbara Kunz und Andri Gredig

Eine gewisse Neugier liegt in der Natur des Journalisten und so haben wir uns an einen Ort begeben, an dem sich sonst vor allem ChemikerInnen, PhysikerInnen und VeterinärbiologInnen – oder so – herumtreiben. Auf zum Hönggerberg. Selbstverständlich entfernen wir uns nicht ohne einen bereits völlig totgetretenen Themenansatz so weit vom Stadtzentrum. Ein ebenso kritischer wie reisserischer Artikel zur Vision «Science City» muss her.

Kurz zusammengefasst beinhaltet die «Science City»-Idee, dass in Zukunft auf dem Hönggerberg nicht nur studiert, sondern auch gelebt wird. Ein richtiger Campus nach angelsächsischem Modell. Prof. Dr. Gerhard Schmitt, seines Zeichens «Vizepräsident Planung & Logistik» an der ETH Zürich, hat dazu viel mehr zu erzählen, als es eine plumpe Einzeilen-Zusammenfassung vermag. Bereits vor unserem Feldversuch hat uns Herr Schmitt in einem Gespräch über die Idee und den aktuellen Stand der Planung informiert. Mit seinen freundlichen und überzeugenden Aussagen in der modischen Tasche machen wir uns nun am Ort des Geschehens auf zum Sightseeing.

Grünzeug und Ökologie

Schmitt hat nachhaltig die Nachhaltigkeit und Ökologie des ganzen Projekts betont, was uns spätestens bei der Ankunft völlig einleuchtet. Rund um die Monstergebäude mit Leichtmetallfassaden findet sich allerlei Grünzeug wie Bäume, Wiesen und dergleichen. Hier, umgeben von nichts als Natur, muss es sich einfach gut und ohne Ablenkung studieren lassen. Und: Wer nicht gerade süchtig nach urbaner Hektik ist, würde hier auch eine schöne Umgebung zum Wohnen finden. Nur geht es bei «Science City» nicht einfach darum, neuen Wohnraum zu erschliessen. Vielmehr soll die Vorstellung eines «Hochschulcampus des 21. Jahrhunderts» umgesetzt und ein «Stadtquartier, in dem sich Wissenschaft und Öffentlichkeit begegnen» geschaffen werden, wie auf der Homepage nachzulesen ist.

Den Austausch zwischen Nichtstudierenden und Akademikern betonte auch Gerhard Schmitt im Gespräch mehrfach. Erreicht werden soll dieser Gedankenwechsel insbesondere durch den Bau eines Gebäudes mit dem klangvollen Namen «Learning and Congress Center». Dort würden Tagungen und Veranstaltungen aller Art stattfinden. Wir bleiben skeptisch. Die ETH Hönggerberg erscheint wie eine in sich geschlossene Welt. Man gehört dazu oder eben nicht. Auch Schmitts Hinweis auf die nach dem Spaziergang in einem ETH-Café jassenden älteren Menschen, vermochte nicht sämtliche Zweifel zu zerstreuen. Überzeugend klang Schmitt jedoch, als er von der Einbindung sämtlicher betroffener Personen in die Planung des Projekts sprach.

Neben einigen Workshops und einer repräsentativen Umfrage durch den VSETH – von welcher Schmitt überaus begeistert ist – soll diese Einbindung

auch durch ein Forum auf der Internetseite erreicht werden. Dort finden sich auch einige kritische Stimmen: «... Natürlich lässt die Chefetage die Studierenden oder andere nicht wirklich mitentscheiden. Das war noch nie so und wird auch in Zukunft nicht so sein. Man will nur die Stimmung abchecken und den Leuten das Gefühl geben als ob sie «Science City» bräuchten und mitentscheiden dürften ...». Alles in allem wirkt die Möglichkeit der Mitsprache aber gerade im Forum glaubwürdig, nicht zuletzt durch die freundlich-interessierten Beiträge von Gerhard Schmitt.

Dennoch, wir wollen es genau wissen und schliessen unsere Sightseeing-Tour

setzen uns auf die Zwei-Franken-Sofas auf dem Kiesplatz vor dem blauen Container. Um die Kooperationsbereitschaft der zu Interviewenden zu steigern, haben wir ein Zehnerpack Bier mitgebracht. Die Taktik scheint aufzugehen. «Ihr seid die ersten, die etwas Brauchbares mitbringen», sagt Bojan und setzt sich zu seinen Mitbewohnern. Nur Christian kennt das «iQ». Wir sind etwas konsterniert und es fällt uns schwer zu erklären, weshalb wir erst jetzt, nachdem eigentlich alles vorbei ist – Bojan hat seinen Kram bereits für den Auszug verpackt –, auf der Hönggeralp auftauchen. Schliesslich leistet uns auch die einzige weibliche Testwohnerin, Michelle, Gesellschaft. Georg, der fünfte im Bunde, kann leider nicht dabei sein, was den Effekt hat, dass sich das Bier auf weniger Personen verteilen lässt.

Auf die Frage, wie demokratisch der Planungsprozess von «Science City»

«Vernetzung von Wissenschaft und Öffentlichkeit»: «Wir haben von Anfang an betont, dass nicht nur Studis in den neu geschaffenen Wohnungen Platz finden sollen, sondern auch Externe.» Sollte dies nicht umgesetzt werden, könnte sich die vier nicht vorstellen, dass das Ziel des Austausches erreicht werden kann. Daran würde wohl auch das geplante öffentliche Sportzentrum, in welchem Gerhard Schmitt hohe Erwartungen setzt, nicht viel ändern. Auf die Frage, ob in den neu geschaffenen Wohnungen auch Nichtstudierende ein Zuhause finden werden, betonte Schmitt das Bedürfnis nach günstigen Wohnmöglichkeiten für Studierende. Ob der klaren Forderung der Test-WG diesbezüglich nachgekommen wird, lässt sich auf der Homepage nicht ermitteln und auch Schmitt gab darauf keine eindeutige Antwort.

Zurück zu den Studierenden. Ist es für diese überhaupt wünschenswert so

scheinen viele Aspekte, die Gerhard Schmitt betont, für die dort wohnenden Studierenden nebensächlich. Für sie spielen vielmehr Details wie eine gute Internetverbindung und ausreichende Mobilfunkabdeckung eine grosse Rolle.

Dass die Studierenden durch das Leben auf dem Campus stärker vom Rest der Bevölkerung abgeschnitten werden, bezweifelt die Test-WG. «Das Problem, dass man hauptsächlich mit anderen Studis zu tun hat, besteht jetzt schon. Das hat aber vor allem mit der fehlenden Zeit für die Pflege anderer Kontakte zu tun», erklärt Michelle.

Eine gute Sache?

So langsam gehen uns die Fragen aus und das Gespräch entfernt sich von der «Science City»-Vision. Wir sprechen über Medienerfahrungen. Die fünf WG-BewohnerInnen konnten ihr Bild mehr als einmal auf Zeitungspapier bewun-



Haben gut Juckzen: Die TestbewohnerInnen auf dem Dach ihres Wohncontainers in Science City.

(Bild: bku)

mit einem Besuch bei den Studierenden, die wohl am stärksten in den Entstehungsprozess von «Science City» involviert sind.

Besuch bei den TestwohnerInnen

Bei einem derart grossen Projekt wie der Vision «Science City» darf natürlich nichts dem Zufall überlassen werden. Im

denn nun sei, finden sich unterschiedliche Meinungen. Bojan hat den Eindruck, dass die betroffenen Personen tatsächlich gut einbezogen werden. An den Workshops, an denen die fünf selbstverständlich auch beteiligt waren, seien Leute aus den umliegenden Quartieren genauso anwesend gewesen wie Angestellte des SV-Service (welcher die Mensen betreibt)

nah am Studienplatz zu wohnen? Gemäss der erwähnten Umfrage des VSETH kann sich ein beachtlicher Anteil der Studis durchaus vorstellen, künftig zu den tausend HönggerbergbewohnerInnen zu gehören. Erstaunlicherweise auch dann, wenn sie im ETH Zentrum studieren. Auch von den fünf ContainerbewohnerInnen studieren nur zwei – Michelle und Lucas – am Hönggerberg. Michelle war nicht immer begeistert von der kurzen Distanz zwischen Wohn- und Arbeitsplatz. «Man verlässt kaum noch den Raum von einigen hundert Meter Radius», erzählt sie.

Sehr geschätzt haben die BewohnerInnen die Nähe zur Stadt. «Mit dem Fahrrad braucht man lediglich eine Viertelstunde ins Zentrum. An die Steigung gewöhnt man sich», sagt Lucas. Zudem finde man auf dem Hönggerberg durch die Ruhe und die Nähe zur Natur einen willkommenen Ausgleich zum schnellen Tempo der Innenstadt. Alles in allem

Wir wollen sie nicht weiter quälen und stellen noch die Abschlussfrage: «Was haltet Ihr alles in allem vom «Science City»-Projekt?». Eine gute Sache. Sie sind sich einig. Alles andere hätte natürlich irritiert. Und wir, wie stehen wir dem Hochschulcampus des 21. Jahrhunderts gegenüber?

Gerhard Schmitt, der geistige Vater des Projekts, klang im Gespräch sehr überzeugend und die BewohnerInnen der Test-WG schienen ganz zufrieden mit ihrer Zeit auf dem Hönggerberg. Insbesondere scheint die Idee des Campus für Studierende aus dem Ausland oder auch nur aus anderen Kantonen Sinn zu machen. Und: Die Verantwortlichen planen das Projekt gewissenhaft und so demokratisch wie möglich.

Die Frage aber, ob die Vermischung von Öffentlichkeit und Wissenschaft durch «Science City» tatsächlich gefördert oder eher erschwert wird, bleibt offen.

«Man verlässt kaum noch den Raum von einigen hundert Meter Radius.»

Frühling zogen deshalb fünf Studierende der ETH in einen Wohncontainer mit Big-Brother-Charme. Gratis Probewohnen. Als wir bei besagtem Wohnprovisorium eintreffen, sind zwei der Bewohner, Christian und Lucas gerade dabei Grilladen zu verzehren. «Ihr stört überhaupt nicht, nehmt doch einfach Platz». Wir

und Personen aus verschiedenen Bereichen der ETH. Michelle ist skeptischer: «Bei einem ersten Workshop wurden wir schon recht konkret. Beim zweiten gingen wir dann nochmals von vorne an. Ich hatte das Gefühl, dass die Resultate aus dem Ersten völlig ignoriert wurden.» Einig war sich die WG bezüglich der

INTERVIEW MIT PAUL D. MILLER A.K.A. DJ SPOOKY THAT SUBLIMINAL KID

Im Zeitalter des Multiplen

DJ Spooky alias Paul D. Miller ist ein illustrierter Zeitgenosse. Er wohnt in New York und legt rund um die Welt Platten auf, zum Beispiel in 2002 mit Pierre Boulez im KKL Luzern. Nebenbei mixt er CDs und macht visuelle digitale Kunst, vorwiegend Bilder und Musikvideos. Im April erschien sein Pamphlet «Rhythm Science», das den Spagat wagt zwischen Autobiografie, Musik und postmoderner Philosophie. Alles ist ein Mix, so das Fazit. Von Christian Hänggi

iQ: Du nennst dich That Subliminal Kid. Was meinst du damit?

Paul D. Miller: Ich spiele mit der Idee, eine Figur aus jemand anderem Roman zu samplen und diese als eine Art Logo zu verwenden. Es geht auch darum, dass, was ich tue, gleichzeitig musikalisch und literarisch ist. Ich möchte die Leute dazu bringen, ausserhalb der Normen zu denken. Subliminal bedeutet deshalb auch, dass es unter und über die Grenzen geht, die Leute daran hindern, über dynamischere Musik nachzudenken.

«Alles ist eine Serie von Kontrolltransmissionen und Rezeption von Information.»

Was tut The Subliminal Kid in William Burroughs' Roman?

The Subliminal Kid in Burroughs' Roman reist die Kontroll- und Transmissionsmechanismen der Musik nieder, die den Verstand der Menschen kontrollieren. Es ist ein sehr bizarres Buch.

Du beziehst dich auf Literatur und auf Musik. Was reizt dich so an deinem Mix von postmoderner Philosophie und DJ-Kultur?

Es ist eine Praxis, eine Anwendung dessen was ich einen postkolonialen Diskurs nenne. Es geht darum, darüber nachzudenken wie Kunst und Literatur und Medien die Menschen dazu bringen, sich einen Weg durch das Labyrinth der wirren und verworrenen Identitäten zu bahnen, der verworrenen Subjektivitäten der Propagandakultur des 21. Jahrhunderts.

Aber die Propagandakultur findet dort statt, wo die Medien ins Spiel kommen. Die Medien helfen uns, einen Weg durch das Labyrinth zu finden, aber gleichzeitig beeinflussen sie uns auf eine Art, die wir nicht befürworten würden, wüssten wir davon.

So ähnlich. Alles sind Einflüsse. Alles ist eine Serie von Kontrolltransmissionen und Rezeption von Information. Ich kann nicht wirklich sagen, dass, was ich tue, ausserhalb dessen liegt, was schon getan wurde. Ich brauche das Muster um es gegen sich selbst zu wenden, um es gewissermassen als Antipropaganda zu verwenden. Gleichzeitig möchte ich die Leute dazu bringen, zu realisieren, dass wir in einer Welt leben von Steuerungsprotokollen, Transmissionsangelegenheiten und der Frage, wie Leute Information empfangen. All das muss in Frage gestellt werden.

Eine Antwort dazu ist Open Source und File Sharing. Du mixt den Mix eines Freundes, gibst ihn weiter an andere Freunde, diese mixen ihn erneut, und so weiter. Unterminiert dies die negative Macht der Medien?

Ich möchte, dass die Leute verstehen, dass dies das Zeitalter des Multiplen auf jeder Ebene ist. Multiple Dolly-Schafe, multiple Möglichkeiten eine Geschichte zu beenden. Das ist der Grund für die Merchandise-Matrix von «Der Herr der Ringe» und ähnlichen Dingen. Alles dreht sich um multiple und multiplexe Anfänge und Enden. Was daran Spass macht, ist, dass es um Musik geht und um soziale Umgebungen. Es geht um Austausch.

Austausch ist aber nicht einfach zu bewerkstelligen. Die Begriffe von Urheberrecht und Urheberrecht müssen revi-

diert werden. Was ist deine Vision? Ich finde hervorragend, was Lawrence Lessig mit den «Creative Commons» macht (siehe Textbox). Ich denke, das ist etwas vom Besten was wir tun können.

Du siehst elektronische Musik als ein globales Kommunikationssystem. Wieso elektronische Musik und nicht Musik generell?

Was ich faszinierend finde an elektronischer Musik, ist, dass sie dazu tendiert zwischen Kulturen zu driften auf eine

Art, in der andere Musikrichtungen viel beschränkter sind. Akustische Musik ist sehr spezifisch für ihr geographisches Umfeld, und das ändert sich nicht, denn sie muss ihre Authentizität bewahren, die Wurzel ihrer Kultur, während elektronische Musik der Kosmopolit ist, der ohne Wurzeln herumwandert. Aus diesem Grund kann jedermann seinen Weg in eine beliebige Richtung einschlagen.

Aber wie global kann elektronische Musik sein in Gebieten wo es keine Elektrizität gibt?

Es gibt verschiedene Arten, Dinge zu tun. Ich würde nie sagen, dass dies die Musik ist, die ständig und überall ist. Was ich sage ist, dass man sie parallel zu vielen der gegenwärtigen Globalisierungsproblemen sehen kann. Voraussetzungen sind, dass eine bestimmte Wirtschaft vorhanden ist und dass eine gewisse Serie von Informationstransmissions-Situationen stattfindet. Radio, TV und Internet tendieren dazu, mit der Kultur, die elektronische Musik produziert, einherzugehen. Wenn dies nicht vorhanden ist, ist es eine andere Zeitzone, eine andere kompositorische Mentalität, mit der du es zu tun hast. Du lebst dann in einer anderen Ära, und das ist OK so.

In «Rhythm Science» erwähnst du ReBirth, Supercollider, Mixman und andere Musiksoftware und sagst, dass Software unendlich ist. In der Praxis werden jedoch dieselben Programme wieder und wieder verwendet. Kraftwerk braucht ReBirth, glaube ich, und du wahrscheinlich auch...

...nein, ich brauche ReCycle für meinen Drumbeat.

Doch auch ReCycle installiert man wenn man noch keine Ahnung hat und bloss experimentieren will.

Ich mag ReCycle für das Bearbeiten des Drumbeats in kleinen Elementen. Ich brauche keine vorprogrammierten Patches, falls du dies meinst. ReCycle erlaubt mir, den Beat in kleine MIDI-Kontrollpatches zu zerlegen, die man abspalten und sehr subtil mit anderen Drumbeats mischen kann. Es ermöglicht mir, viele verschiedene Beats und Sounds zu haben, ohne dafür Urheberrechte zu klären. Es ist ein sehr präzises Bearbeitungstool.

Trotzdem, dadurch, dass alle dieselbe Software brauchen ist das Resultat immer etwa dasselbe. Bewegen wir uns nicht in die Richtung einer Homogenisierung von Musik?

Yeah, viele Leute machen Musik die ähnlich klingt.

Und führst du das auf die Software

zurück oder auf den Mangel an Vorstellungskraft?

Eine Kombination der beiden. Und natürlich auch darauf, wie viel Zeit jemand zur Verfügung hat. Es gab Zeiten, da war ich sehr beschäftigt und musste einen Track innert kürzester Zeit hinkriegen. Wenn du so arbeitest, musst du sicherstellen, dass du alles als «gefundene Objekte» betrachtest und alles Mögliche daraus ziehst, damit es hinhaut. Letzten Endes geht's darum, die Software zu verwenden um etwas zu kreieren, das

tragen, einen gemeinsamen Nenner zu finden, den «Mix», wo niemand dominiert.

Ja, ich denke, das impliziert ein Denken rund um die Komplexität des Lebens in einer unglaublich verdichteten Welt. Das heisst nicht, dass es eine Skala der Verdichtung gibt oder dass sie akzeptiert wird, aber dass man die Leute dazu bringen muss, den Mix als eine neue natürliche Umgebung zu betrachten. Gerade jetzt ist dies extrem wichtig. Wir bringen das ganze geschichtliche Gepäck mit uns, so, dass wir die Möglichkeit haben zu

schiedene Arten zu synkopisieren. Es sind Multi-Interpellationen von Rhythmen. All dies ist wiederkonfigurierbare Architektur.

Ich frage mich manchmal, ob experimentelle Musik, wie wir sie von John Cage und Consorten kennen, nicht tot ist. Ich sehe nicht, wie sie noch vorankommen könnte.

Ich glaube einfach, dass die älteren Leute skurril werden. Die neue Musik scheint gegenwärtig ziemlich steril. Die interes-



Paul D. Miller: DJ mit Philosophieambitionen.

(Bild: Tschäse)

niemand vorher getan hat. Das trifft auf mich zu, aber du hast Recht. Jedes Album klingt gleich. Diese Art von Chill-out, Instrumental, Triphop-Musik.

Der Musiker der Zukunft muss also den Computer beherrschen.

Ich würde es empfehlen. Es macht das Leben wesentlich einfacher.

Und was geschieht mit Live-Musik?

Sie wird neben der elektronischen Musik bestehen bleiben. Es wird immer Live-Musik geben, und so lange es Computer gibt, werden Leute auch elektronische Musik machen.

Ich denke nicht, dass Live-Musik verschwinden wird. Eine meiner Lieblingsbands ist The Mars Volta. Sie sind verblüffend. Sie klingen wie frühe King Crimson aber mit Computerzeug. Vor einer Weile hatten sie dieses Sci-Fi-Konzeptalbum.

«DJ Spooky» ist ein Wortspiel mit Freuds Idee des Unheimlichen.

Yeah, aber es ist auch eine humorvolle Hinweis auf den ganzen amerikanischen Rassenmisscheiss.

Diese Rassenfragen sind weniger prominent in der Schweiz, wage ich zu sagen. Ich denke, es ist, weil wir weniger sichtbare Minderheiten haben.

Ja, aber meine Freunde aus Afrika oder andern Kulturen fühlen sich ständig unter Druck hier. Es ist einfach eine andere kulturelle Logik. Diese Minderheiten sind kleiner, deshalb üben sie nicht denselben Druck aus, aber es gibt Druck. Es ist ein anderes soziales Kalkül.

Und mixen würde idealerweise dazu bei-

kommunizieren.

Während der Musikkritiker Kodwo Eshun Wörter erfindet, die niemand so recht versteht, arbeitest du mit Aphorismen, die manchmal so rätselhaft sind wie jene von Medienguru Marshall McLuhan. Kannst du mir erklären, was du meinst mit «Musik ist flüssige Architektur»?

Es geht um den Sinn für Strukturen und Muster und wie man heute das Ganze als dynamische Transformation betrachten kann. Musik dreht sich um die Umwelt, um Nachhall. Sie zieht alle verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten zusammen und lässt sie auf einer simultanen Ebene existieren. Das sind Muster. Es sind ver-

stanteste Musik kommt aus dem Hip Hop, der Underground Electronic und seltsamem Dancehall Reggae. Gewisse Mainstream-Musik ist sogar besser und verblüffender als Underground.

Du sprichst in deinem Buch darüber, wie du dich auf verschiedene Kulturen, Sounds und Traditionen beziehst, doch wenn ich mir deine c-side (die CD, die mit DJ Spooky's neuem Buch kommt) anhöre, klingt es trotzdem geläufig. Das war eher ein Ambient-Mix als viele meiner anderen. Das Material kommt von Nordafrika, Südamerika, Zentral- und Südasien, amerikanischem Funk...

Fortsetzung → Seite 11

Paul D. Miller a.k.a. DJ Spooky



Paul D. Miller (geb. 1970) wohnt und arbeitet in New York. In seinen Mixes und seinem Büchlein «Rhythm Science» spielt er mit dem Bild des Discjockeys, der Fragmenten aus verschiedensten Kulturen in einen neuen Zusammenhang setzt und sie sich so zu

Eigen macht. Mit leidlichem Erfolg versucht er, postmoderne Philosophie in ein elektronisch-musikalisches Gefüge einzubetten, das sich wechselseitig erklärt und rechtfertigt. Seine Pop Art-Kunstwerke waren unter anderem an Biennale für Architektur in Venedig und im Andy Warhol Museum in Pittsburgh zu sehen. Seine Texte erschienen in Magazinen wie «The Village Voice» und «Arbte: the Magazine of Digital Culture». An der European Graduate School in Saas Fee, wo das Interview stattfand, hält er ein Intensivseminar «Media Sounds» mit Michael Schmidt.

Weitere Informationen:

www.djspooky.com

Paul D. Miller: Rhythm Science. The MIT Press.

Lawrence Lessig: The Future of Ideas: The Fate of the Commons in a Connected World. Vintage Books.

INTERVIEW MIT BEAT SOLÈR/SEELENLUFT

«Weggestrahlt von Prodigy»

Über Hardcore und Country ist er zur elektronischen Musik gekommen, über Mozarts «Königin der Nacht» zu seiner neuen Sängerin: der Zürcher Musiker Seelenluft. Vor kurzem ist sein neues Album «The Way We Go» beim Wiener Label Klein Records erschienen. Von Susanne Brügger

Was ist neu am neuen Album?

Die Instrumente sind wichtiger geworden, vor allem Gitarre und Bass treten wieder stärker in den Vordergrund.

Auf der anderen Seite ist es inspiriert von den letzten zwei Jahren DJ-Arbeit, das heisst von den Beats her ist es mehr four to four, also clubmässiger.

Im Gegensatz zu deinem ersten Album «Bellatrix» vor sieben Jahren, das einen puristischen Drum'n'Bass-Sound vorweist, klingt dein neues Album «The Way We Go» viel poppiger. Wie ist es zu dieser Entwicklung gekommen?

Die Songstrukturen machen es in erster Linie poppiger; es gibt einen Strophenanteil und einen Refrain. In der rein instrumentalen Musik muss man die Geschichten mit Geräuschen, Sounds und Melodien erzählen. Auf dem neuen Album ist die Stimme von Olivera Stanimirov sehr zentral und erzählt die Geschichten.

Wie bist du auf Olivera gekommen? Sie kommt ja aus dem klassischen Musikbereich.

Auf dem letzten Album hatte ich fünf Gaststimmen, das war zwar lässig und abwechslungsreich für das Album, gab aber auf der anderen Seite auch Schwierigkeiten. Gerade beim Live-Spielen ist es fast unmöglich, fünf Leute mitzunehmen. Ausserdem hat man mit einer Gaststimme meistens nur gerade einen Nachmittag Zeit; man nimmt auf, und es muss sitzen.

Also suchte ich jemanden in Zürich,

der auch Zeit hat, Sachen auszuprobieren. Eine Person, die auf dem ganzen Album singt. Nach einem Konzert kam Olivera auf mich zu und sang «Die Königin der Nacht», das fand ich so beeindruckend, dass wir daraufhin eine Aufnahmession machten.

Du hast dich im Laufe der Zeit mit verschiedenen Musikstilen beschäftigt, Hardcore, New Wave, sogar in einer Countryband warst du einmal. Wie kamst du schlussendlich zur elektronischen Musik?

Eine Band zu haben, ist wahnsinnig anstrengend. In meiner letzten Band waren wir sieben Leute und immer verschiedener Meinung. Das hat zwar nicht besonders viel mit dem Musikalischen zu tun, aber trotzdem. Vom Musikalischen her kann ich mich erinnern, dass ich damals, so 1992/93, eines Abends zu Hause war und MTV schaute, und da lief «Outer Space» von The Prodigy. Das strahlte mich dermassen weg, dass ich eine Woche später einen Sampler kaufte. Eine Zeit lang machte ich dann noch beides, also die Band und die Bastelei am Sampler, doch irgendwann hörte ich ganz auf mit der Band und arbeitete nur noch an meiner Musik. Ich genoss es extrem, allein und kompromisslos arbeiten zu können.

Warum trittst du dann jetzt wieder mit Musikern auf?

Im Gegensatz zu damals mache ich die Musik immer noch alleine, und erst am



Hat ein Management in London, ein Label in Wien und ein Lied mit Jimi Reid: Seelenluft a.k.a. Beat Solèr.

Schluss, wenn die Lieder fertig sind, suche ich mir meine Leute, mit denen ich das live interpretiere.

Ein Live-Act mit elektronischer Musik ist immer etwas heikel, es gibt zwar Leute, die kreative Live-Musik mit dem Laptop machen, aber für meine Musik ist das eher schwierig. Deswegen gibt es jetzt wieder eine Band. Es klingt live ausserdem etwas anders als auf der CD, und das finde ich cool. Es ist dann eher eine Interpretation, bei der es hauptsächlich darum geht, dass das Ganze live funktioniert.

Wie viel wird an einem Konzert eigentlich improvisiert, wie viel ist von vornherein festgelegt?

Improvisiert wird eigentlich nicht so viel, Improvisation wird sowieso etwas überinterpretiert in der elektronischen Musik. Man hat das Gefühl, man müsse im-

provisieren können, um live zu sein, aber die Bands haben ja auch immer einen genauen Ablauf im Kopf, was jetzt passiert. Beim Proben improvisieren wir, aber auf der Bühne wollen wir alle wissen, was wir spielen.

Wie kam es zur Zusammenarbeit mit Jim Reid, dem früheren Sänger von «The Jesus and Mary Chain»?

Mein Management in London organisierte den Kontakt und schickte Jim Reid eine CD mit «Manila». Ich rief ihn an und fragte, ob er mitmacht, er sagte ja, und das wars eigentlich. Ich schickte ihm eine CD mit dem Lied drauf und erteilte ihm die Carte Blanche.

Später trafen wir uns in London im Studio, und das war toll. Wir gingen einen Kaffee trinken und sprachen etwas über die alten «Jesus and Mary Chain»-Zeiten. Unterwegs fand er dann, er brau-

che etwas «liquid inspiration». Ich kaufte also ein Sixpack Halbliter-Bierdosen, und als er im Studio das Mikrofon aufstellte, hatte er die Hälfte davon schon getrunken... Aus dem Hosensack kramte er einen Zettel mit dem Text und sang los. Ich sagte mir, du triffst Jim Reid, sei jetzt nicht geblendet, sondern bleib kritisch. Ich wollte verhindern, dass ich später im Studio merke, dass es nicht gut ist. Die Sache hat viel gekostet, und man konnte sie nicht wiederholen. Doch es war perfekt.

Was bedeutet eigentlich Seelenluft?

Ganz einfach: Mein Nachname (Solèr) Englisch ausgesprochen und wieder auf Deutsch übersetzt.

*Out of the Woods: Popsongs from L.A., 2002.
The Way We Go, 2004.*

Musik

Pascal Blum

Foltermusik

Michael Moore, dieser schwitzende Pausenc clown. «Fahrenheit 9/11» sei die Temperatur, «bei der die Freiheit zu brennen anfängt.» Im Vergleich zu diesen theatralischen Slogans ist sogar ein Emmerich subversiv.

Und obwohl das Mindmap für den Frieden der einzig verbliebenen Popkultur-Macht USA immer noch skizzenhaft wirkt, scheinen die meisten US-Bands der Lethargie verfallen. Mittlerweile setzt sich sogar Barbara Streisand für John Kerry ein, aber wer die Miss-

stände nicht in seinen Songs anspricht, erreicht auch kein Publikum. Die Beastie Boys rappen verzweifelt und intelligent, aber sonst? Sonic Youth, wenn man sie endlich mal bräuchte, werkeln an lahmen Rockliedchen. Unzählige Nu-Rock-Bands spielen gegen Bush, halten aber abseits der Bühne Rumsfeld für eine Verstärkermarke. Da tut es gut, dass neue NY-Bands anders protestieren: TV on the Radio, das Trio aus New Jersey, kombiniert die Sonic Youth-Schule mit Acapella-Gospel und schießt mit klaren politischen Statements um sich. Die Liars haben Songstrukturen komplett aufgelöst und mit einer dissonanten, lärmenden Soundsprache ästhetisch das umge- setzt, was Bush «Aussenpolitik» nennt, eigentlich aber Einschüchterung ist. Die Klang-Folter sozusagen. Radio 4, die Disco/Punker aus Brooklyn, nennen ihre kommende Platte «Stealing of a Nation» und wollen auf Albumlänge unter anderem die unrechtmässig gewonnene Wahl



Setzen George W. Bushs Aussenpolitik in Klangfolter um: Liars aus NYC.

von Bush anprangern. Damit schlagen sie zwar in die gleiche Kerbe wie Michael Moore, aber wenigstens kann man dazu tanzen. Denn der Club war schon immer kein schlechter Ort für Politik. Genau darum genau geht es: Dass man als Musikhörer die Feinheiten in Sound und Sprache erkennt und die Politik in der Popkultur zum Thema macht – wer schon nichts anfangen kann mit dem Marketing von Moore, sollte die Proteste anderswo raus hören. Es tut sich was, wenn man bedenkt, dass vor drei Jahren noch die Strokes (aus New York!) mit konservativem Rockdeck auf allen Titeln waren.

*TV on the Radio, «Desperate Youth, Blood Thirsty Babes», 4AD / Rough Trade.
Liars, «They Were Wrong So We Drowned», Mute / EMI.
Radio 4, «Stealing Of A Nation», Labels / City Slang.*

Fortsetzung von → Seite 10

...und viele literarische Referenzen.

Da gibt's James Joyce, Gertrude Stein, Tristan Tzara, Gilles Deleuze. Alles wird gekreuzt.

Würdest du nicht erwarten, dass die Leute mit einer gewissen Überraschung auf diese Art von Mix reagieren?

Ich kann keine Voraussagen machen. Ich wollte es bis zu dem Punkt treiben, an dem die Leute denken, es sei natürlich und organisch, dass man an James Joyce's a capella auf die gleiche Weise denken kann wie an jene von Wu Tang RZA. Es ist eher ein Kollaps von Unterschieden als etwas Schockierendes.

Wenn diese Unterschiede kollabieren, gibt es keine Grenzen mehr. Wie können wir unterscheiden zwischen Alt und Neu?

Ich denke, der Rest ist individueller Geschmack. Das heisst, dass du dich zwischen und durch Dinge bewegen kannst ohne gesellschaftlich verordnete Normen. Es bedeutet, dass die Verantwortung für den kreativen Akt und den kreativen Hörakt beim Individuum liegt. Es bedeutet, dass man aktiver werden muss, und nicht nur ein passiver Konsument, der rumhockt und darauf wartet, dass MTV oder wer auch immer ihm was vorspielt. Es bedeutet auch, dass man offener sein muss. Ich spreche davon, dass Leute sich eine grössere Vielfalt an Mu-

sik anhören müssten, als sie ohnehin tun. Die meisten Leute hören sich das Bullshit-Top 40-Zeug an. Mich überrascht es immer wieder, wenn man erwartet, dass gewisse Leute sich interessante Dinge anhören und dann entdeckt, dass sie sich lediglich Mainstream reinziehen.

Adorno sagte, dass, um ein guter Künstler zu sein, man mit der ganzen Tradition seiner Kunstform vertraut sein muss. Wir wissen, dass er Jazz nicht mochte.

Yeah, amerikanische Massenmusik mochte er nicht. Versteh mich nicht falsch. Ich mag gewisse Mainstream-Dinge, aber wir leben in einer Zeit, in der jemand wie Puff Daddy The Police mit «I'll Be Missing You» samplet, oder MC Hammer Ricky James. Ich möchte ein-

fach merkwürdigeres Zeug hören. Deine Ohren müssen ständig aus dem Ozean rund um dich und aus den verschiedenen Informationsflüssen trinken.

Meine Lieblingsmusik zurzeit, wenn ich chillen, ist die alte Dancehall-Musik, viel Mittelfünziger Bebop, Mittsiebziger Dub, Mad Professors späteres Zeug, King Tubby's 45-er, viel Lee «Scratch» Perry, als er noch für Bob Marley produzierte.

Wirst du Lee Perry und Charlie Parker mischen?

Ich habe daran gedacht. Ich denke, es würde funktionieren. Auf der CD, die ich dir gegeben habe, starte ich den Mix mit Scratch Perry. Meine letzte EP war Mad Professor und Lee Scratch.

Lebt er immer noch in Zürich?

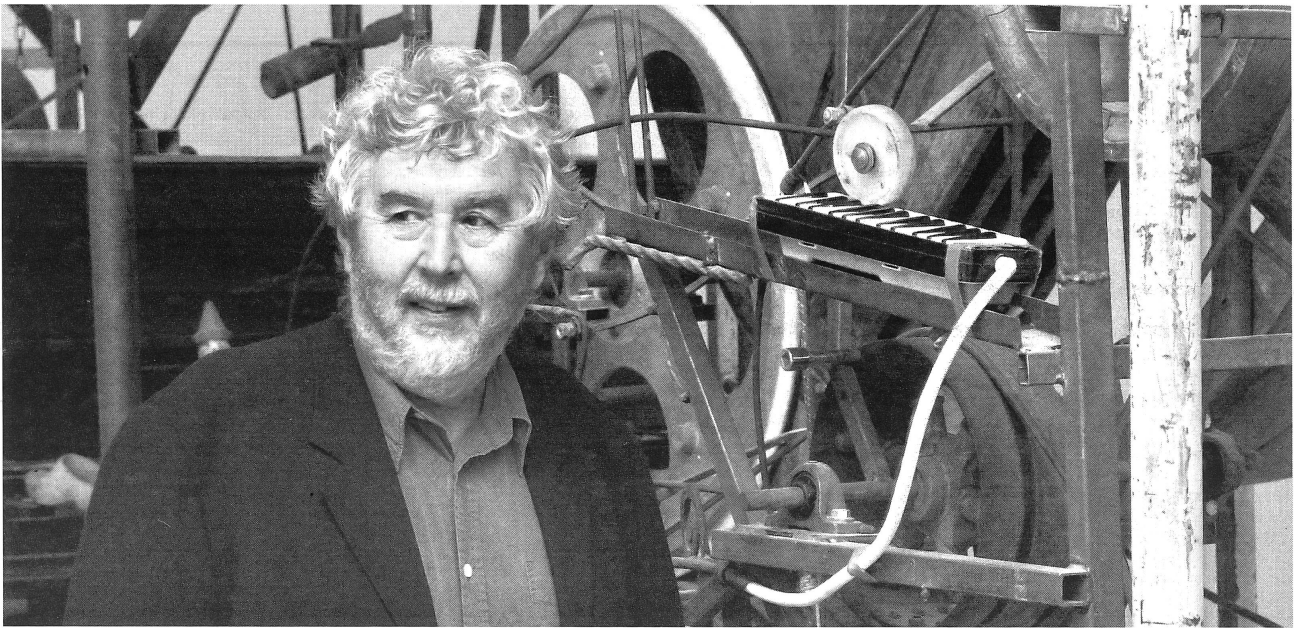
Er reist ständig rum, aber ich glaube, er lebt in Zürich.

Du machst auch viel visuelle und digitale Kunst, internettaugliche Pop Art. Muss der DJ der Zukunft auch ein graphischer Künstler sein?

Nein. Das heisst, jeder kann machen was er will. Du, ich, die Frau, die dort sitzt, die Typen hinter uns, mit genügend Zeit, warum nicht? Die Leute können's tun, aber es braucht eine gewisse Hingabe zu Handwerk und Information.

Ich denke nicht, dass der zukünftige DJ ein bildender Künstler sein muss, aber es würde die Wirkung verstärken und die Wertschätzung der Leute für das, was man tut.

Der britische Komponist Sir Harrison Birtwistle im Tinguely-Museum, Basel.



INNOVATION UND INSPIRATION

Roche-Mitarbeitende, Studenten, Lehrlinge und Schüler erhalten gegen Vorzeigen eines Ausweises 50% Ermässigung auf Eintrittskarten zu den Harrison Birtwistle-Konzerten anlässlich des LUCERNE FESTIVAL, Sommer 2004. Karten zu ermässigten Preisen sind ausschliesslich über diese Vorverkaufsstellen erhältlich: Basel: au concert!, Tel. 061-271 65 91 Bern: ACS-Reisen, Tel. 031-328 31 43 Zürich: Musik Hug, Tel. 01-269 41 00 und Musikhaus Jecklin, Tel. 01-253 76 76 Zug: Billett Service Zug, Tel. 041-723 68 18.

Innovatives Denken und Handeln stehen bei Roche im Mittelpunkt. Zum einen in der medizinischen Forschung, zum anderen in der Förderung wegweisender Kunst. Mit *Roche Commissions* setzen wir die Tradition unseres Kultur-Engagements in neuartiger Form fort, in dem wir die Komposition neuer Werke ermöglichen. Das erste Auftragswerk ging an den Briten Sir Harrison Birtwistle, einen der besten und originellsten Komponisten zeitgenössischer Musik weltweit. Die Uraufführung des Auftragswerks findet im Rahmen von LUCERNE FESTIVAL, Sommer 2004, und als amerikanische Premiere 2005 in der Carnegie Hall in New York statt. Beide Konzerte werden vom Cleveland Orchestra unter Leitung von Franz Welser-Möst aufgeführt.



Innovation für die Gesundheit